Hessische Volksbücher

herausgegeben von Wilhelm Diehl

2

Hessische Sagen

I. Reihe: Auswahl aus J. W. Wolfs Sammlung

eingeleitet von

Karl Bader




STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES





Hessische Volksbücher
Herausgegeben von Wilhelm Diehl.
2

Hessische Sagen

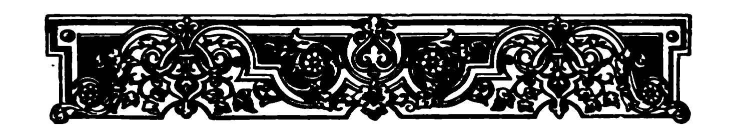
1. Reihe: Auswahl aus J. W. Wolfs Sammlung

eingeleitet von

Karl Bader



Darmstadt 1908
Selbstverlag des Herausgebers
Für den Buchhandel:
H. L. Schlapp, Hof-Buch- und Antiquariatshandlung



Inhalt.

I. Götter und Göttinnen, deren Wohnsitze und heilige Orte.

II. Aus- und Umzüge der Götter.

III. Weiße Frauen.

IV. Riesen.

V. Wichtel und Elbe.

VI. Hexen und Zauberer. Teufel.

VII. Seelen.

VIII. Schätze.

IX. Tiere.

X. Elemente.



Vorwort.

„Hessische Sagen“ sollen in zwei Bändchen der „Volksbücher“ den Freunden unserer vaterländischen Volkskunde dargeboten werden. Die vorliegende erste Reihe umfaßt ausschließlich Stücke aus der Sammlung von J. W. Wolf. Damit soll eine Ehrung für den verdienstvollen Forscher zum Ausdruck kommen. Die geplante zweite Reihe wird weitere Sagen, vor allem auch die geschichtlichen, in freier Zusammenstellung bringen. Beide wollen vereint der guten Sache neue Freunde gewinnen und echte Volksbücher sein. Die längst anerkannte Notwendigkeit einer großen, kritischen Sagensammlung, wie sie die „Vereinigung für Volkskunde“ vorbereitet, wird durch dies Büchlein nicht berührt. Es will nur Vorarbeit sein, hofft aber darum doch, auch vor wissenschaftlicher Kritik zu bestehen.

Darmstadt, 14. November 1908.

Karl Bader.



Einleitung.

„Es wird dem Menschen von Heimats wegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wann er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenze des Vaterlandes überschreitet, wo jener ihn verläßt. Diese wohltätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichte, welche nebeneinander stehen und uns nacheinander die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahezubringen streben."

Mit diesen Worten haben die Brüder Grimm ihre „Deutsche Sagen" in die Welt gesandt; keiner hat seitdem diese sinniger gekennzeichnet als sie; noch heute, ein Jahrhundert später, gilt ihr Ausspruch wie einst; sein stattliches Alter hat weder seiner Schönheit Abbruch getan, noch seiner Richtigkeit. — Freilich nicht in der Meinung aller!

Sagen in unseren nüchternen Tagen! was sollen Teufelsglaube, Hexenwahn und gespenstischer Spuk in unserer aufgeklärten Zeit? so fragt wohl mancher, und die schlechtesten Köpfe sind es mit nichten, in denen die Frage entstand. Wahr ist: keine verträumten Verkünder der „guten alten" Vergangenheit mit ihrer untätigen romantischen Sehnsucht haben unserer Zeit das Gepräge gegeben; das taten Männer der prosaischen Arbeit, Kinder der Gegenwart, Jünger der Naturwissenschaft und Technik. Je größere Wunder sie schufen, um so mehr schwand der Glaube an Wundererscheinungen im Reich der Natur. Kein „Riese" braucht mehr zu erstehen, wie ehedem, wenn's gilt, gewaltige Lasten und Massen zu bewegen, kein „Zauberer" ist mehr vonnöten, um Bild und Stimme weitentfernter Menschen uns vor die Sinne zu bringen. Kaum ein Gebiet, das in seinem Wesen zu ergründen und sich dienstbar zu machen der menschliche Geist nicht kühn versuchte. Und mit Erfolg!

Selbst das seither noch uneroberte Reich der Lüfte hat er sich in unbeugsamem Wollen erschlossen, und besser hat es der Graf Zeppelin durchfahren als jener Grenadier Schubkehl, von dem die Sage berichtet, er sei in des Teufels Kutsche und übeler Fahrt von Pirmasens nach Gersbach mitgenommen worden.

So scheint es, als stünde der Mensch unserer Tage mit zwei Füßen fest auf dem Boden und erhöbe sich nur in kalter, kühler Berechnung über ihn, zum höheren Flug aber in rein geistige Welten versagte der Flügel geknickt.

Seltsam! Gerade als die Technik ihre höchsten Triumphe feierte, die wagemutige Fahrt des neuzeitlichen Dädalus Zeppelin gelang, aber sein stolzes Fahrzeug zerstört war, gerade da tauchten urplötzlich Regungen auf, die nicht wäg- und meßbar sind; nicht vom nüchtern denkenden Kopf, sondern vom warm empfindenden Herzen gingen sie aus: eine vaterländische Begeisterung sondergleichen, eine Opferfreudigkeit, die nicht nach Gewähr des Erfolges fragte, ein starker Glaube an den Sieg mutvollen Beharrens und wagenden Wollens, das allen Hindernissen trotzt. Die Wurzeln solch blind hoffender Zuversicht aber liegen tief verzweigt und verästet in unseres Volkes Eigenart, seinem idealen Sinn! Und nirgends findet dieser schöner und bezeichnender seinen Ausdruck als gerade in den Sagen. Da klingt allenthalben der Glaube an den Sieg des Guten und Wahren hindurch; tiefe Ehrfurcht vor großen Taten, vor kühner Kraft redet aus ihnen. Und diese sittlichen Züge veralten nimmer, verblassen nicht neben neuen Werten, wenn auch der Standpunkt sich verschiebt, von dem wir schauen.

Wir lachen natürlich über Gespenster, Teufel und Spuk, aber wir bewahren uns die Poesie eines fröhlichen Glaubens an Riesen von Geist und Arbeitskraft, an Zauberer, deren oft kaum zu erfassende Erfindungen uns wie Hexenwerk erscheinen. Wir sehen in den Sagen der Heimat niedergelegt, was vordem unser Volk als Hoffnung froh belebte, ihm als Schreck die Glieder lähmte, woran es glaubte, wie und was es liebte. Kurz, ein gutes Stück deutschen Empfindungslebens liegt vor uns. Und mancherlei klingt auch in uns mit, wir mögen noch so modern sein.

Noch rauscht's feinhörigen Ohren unheimlich oder wie Glockenklang durch die Bäume des Waldes; noch immer ist das Gruseln auf und an tiefgründigen Wassern nicht verschwunden, ist Bericht und Laut von Opfern seiner Tiefe verklungen. Gerne gestaltet ein reger Geist sich freundliche oder unheimliche Gesichter aus Steinen, Hügeln und Baumstrunk, formt sich Wolken am Himmel zu allerlei Gebilden seiner

Einbildungskraft. Ja, einem aufgeklärten Kopf kann es geschehen, daß er sein Mißgeschick in des Teufels oder dessen Gesellen Gestalt körperhaft werden läßt, und so etwa einer von wunderbarer Rettung erzählen kann, schleicht sich gar leicht in seine Phantasie das Bild eines Schutzengels oder einer gütigen Fee, die vor Unheil warnt und behütet. Noch heute wären Tausende nicht um alles zu bewegen, eine dunkle oder selbst helle Nacht allein auf einem Friedhof, in einer Ruine oder einem Schlosse zu verbringen. Denn noch gehen wie einst die Geister der Toten um, spukt „die weiße Frau", natürlich nur in der erregten Vorstellungskraft, nicht in den Köpfen klar und nüchtern denkender Menschen. Es ist ein Glück, wenn diese mit veralteten Begriffen des Wunder- und Aberglaubens gründlich aufräumen; aber törichter Frevel wär's, nun allen Berichten der Sage jede Berechtigung in unserer Zeit abzusprechen. Gerade im Gegenteil! Sie haben Bürgerrecht in der Überlieferung aus vergangenen Tagen und Anspruch auf Unterstützungswohnsitz in der Gegenwart.

Zu ihrer vernünftigen Erhaltung nun und richtigen Wertschätzung soll auch dies kleine Buch von neuem bescheiden beitragen. Rückständig will es keinen machen, aber bodenständig in zähem Festhalten an der überkommenen Eigenart unseres Volkes und Stammes, führen möcht' es zu echter Freude an der poetischen Er- und Verklärung alltäglicher Vorkommnisse und besonderer Erscheinungen, die ja das Werk der Sage sind. Sage ist alter Hausrat, ehrfurchtsvoller Erhaltung wert, ist wie ein harmloser, gutartiger Hausgeist, den man nicht ungestraft scheucht: er könnte leicht beim Auszug die Fröhlichkeit mitnehmen. Man greift neuerdings beim Streben, das traute Heim zu schmücken, auf so mancherlei Altes zurück. Das Feuer brennt wieder im Kamin, obwohl wir längst bessere und brauchbarere Erwärmer in Dielen und Stuben kennen. Wir schaffen wieder beim Bau des Bürger- und Bauernhauses den alten, geheiligten Platz auf der Ofenbank mit seiner traulichen Behaglichkeit. Aber man erwärme nicht nur von außen! — Bei der Ofenbank möchte auch dies Büchlein seinen Platz haben und im Dämmerschein nach des Tages Arbeit und Beschwer, in der Weihestunde des deutschen Hauses seine Gaben spenden und mit ungeminderter Zauberkraft herzerwärmend reden zu dem, der ihm lauscht. Darum versuche der's einmal, er sei, wer er will, den lieben Wandergesell, die Sage, in ein Gespräch zu ziehen. Staunen wird er, wie mitteilsam jener sein kann, welch große Wunder er uns schauen läßt. Das aber ist das Größte: er lehrt uns in liebevollem Versenken Einkehr halten im eigenen Herzen und Gemüt; er hilft, in unserer hastenden, tastenden, jagenden, fragenden Zeit in sinniger Beschau-

lichkeit wieder kindlich und harmlos des Einfachen und Schönen froh zu werden, das uns umgibt, allorts, allstund, im Großen, Kleinen und Kleinsten.

So wird er selbst zum guten Geist, der noch heute Schätze köstlichster Art in unserer Brust erschließt, die so mancher schon für immer versunken und verzaubert wähnte. —

Damit genug von Sagen im Zeitalter des Automobils und der Luftschiffahrt! Ob sie wirklich noch frische Lebenskraft in sich haben, muß dies Büchlein beweisen. Es stellt die duftigsten, farbenprächtigsten Blumen aus einem Strauße dar, den vor einem halben Jahrhundert ein verdienst- und gemütvoller Forscher seinen hessischen Landsleuten auf den Tisch gelegt hat. Keineswegs verblüht, sollen sie neu gebunden womöglich noch mehr Herzen erfreuen, als sie es frischgeschnitten taten. Vielleicht fallen auch ein paar als Spende dankbarer Anerkennung auf das Grab dessen, der ihrer mit so viel Liebe wartete und sie zuerst band.

Das aber war Johann Wilhelm Wolf. Ein Kind des Rheinlandes, geboren 1817 zu Köln, dem früh ein besonderer Sinn für unsere Volkspoesie in Sage, Märchen und Legende eignete, dem Vertiefung in die Sprache unseres Landes und die Götterlehre einen Lebensinhalt gab. Nach mancherlei Fahrten, Schicksalen und inneren Kämpfen, Lehr- und Wanderjahren in Deutschland und Belgien kam Wolf 1847 nach Darmstadt. Hier führte er die noch jetzt in voller Geistesfrische lebende Tochter der Dichterin Louise von Plönnies als Gattin heim. Bald danach siedelte er nach Jugenheim an der Bergstraße über, um fortan in ernster Arbeit so Ferne wie Heimat, und in dieser besonders den Odenwald, seine sagenhaften und geschichtlichen Altertümer zu erforschen. „Möchte doch", wünschte er einmal, „die Sagenforschung sich endlich dem herrlichen Odenwald zuwenden; mehr als ein Altar liegt noch unter Schutt und Trümmern und mehr als ein Gott harrt da des Erlösers." Dieser Erlöser ward er selbst. Früchte seiner Tätigkeit reiften unter anderen in seiner wertvollen Arbeit über die 1399 zerstörte Burg Tannenberg an der Bergstraße, vor allem aber in den uns zumeist angehenden, 1853 erschienenen hessischen Sagen. Hier stellte er zusammen, was er im Verein mit seinem Schwager Wilhelm von Plönnies dem Volksmund selbst abgelauscht hatte. Das Büchlein ist die erste größere Sammlung der Sagen unseres engeren Vaterlandes. Bis heute ist es ohne Seitenstück oder Überholung geblieben; es bildet einen nicht zu über-
:nden Grundstock für alle ähnlichen Werke. Im einzelnen vielleicht

würden wir heute manches anders auffassen, vor allem die in der Vorrede ausgesprochenen Ansichten nicht unbedingt unterschreiben. Aber das Ganze wirkt noch vor allem durch die warme Liebe, mit der der Verfasser sammelte und weitergab, durch die wohlgelungene Form, in die er den Text der Sagen goß. Das übrigens im Buchhandel längst vergriffene Buch verdient sicherlich in hohem Maß, wenigstens in einer Auslese des Eigenartigsten, abgedruckt zu werden, in fast unverändertem, wenn auch hie und da altmodisch zugeschnittenem Gewand. Es sei der Neudruck ein Weckruf für die, die der Sage noch fremd sind, sie kennen und werten zu lernen, ein Mahnruf für ihre Freunde, in treuer Bewunderung auszuharren, ein Nachruf für den frühvollendeten Forscher (Wolf starb erst 38 Jahre alt und ruht auf dem Gernsheimer Kirchhof am sagenumwobenen Rhein) zum Dank für frohes Verkünden hessischen Volkstumes.

Schier tausendfältig ist dies, hier wie anderwärts, mit der Sage verknüpft. Diese umrankt die Geschichte und ihre Denkmäler, sie begleitet das Leben des Einzelnen vom Eingang zum Ausgang. In tiefe Brunnen versetzt sie die noch Ungeborenen; bei reichlichem Zuckerwerk spielen sie da unten, bis die Mutter oder ihr Bote kommt, zum Leben abzuholen. Dessen Ende kündet sich unheimlich an. Ist es gekommen, so entflieht die Seele dem Körper durch den Mund als Mäuslein. Auch als Vogel fliegt sie davon und wohl dem, der als weiße Taube dem Himmel zueilen darf. Denn ein strenges Gericht waltet in der Sage über dem unsterblichen Teil des Menschen.

Ruhelos wandert die Seele umher, zur Strafe für Unrecht, in mancherlei Gestalt der Erlösung harrend. Die ist jedoch nicht so leicht: unter ganz bestimmten Formen muß sie verlaufen, nicht jeder ist dazu berufen und wäre er's auch — oft gebricht noch zuletzt der Mut. Denn Schreckliches muß er furchtlos bestehen, um seiner Kühnheit Lohn zu erlangen. Der aber ist verschieden. Bald lockt der Besitz einer schönen Frau, bald blinkende Schätze von Gold, die dem Erlöser zu eigen werden. Ein jeder Berg kann davon erzählen, in Höhlen und Grotten birgt er den lockenden Lohn, aber oft viel hundert Jahre, ohne daß die Befreiung gelänge; im Gegenteil, mit Schrecken, Lähmung, Krankheit und Tod büßt der kühne Waghals sein Beginnen. Es ist halt nicht jeder ein Sonntagskind und wer einmal vertan hat, vor wem sich donnernd die Pforte schloß, der findet den Eingang zum Schatz nimmermehr, so oft er auch sucht. —

Ohne Ansehen der Person verurteilt die Sage zur Strafe des Verzaubertseins und Umgehens. Bald büßt eine Edelfrau Sünde und Missetat als „weiße Frau", nächtens unheimlich durch Burgen

und Schlösser streifend, bald Mönch und Nonne am Klosterort verbotene Minne und erschreckt den Wanderer, bald sühnt ein ungetreuer Diener unredliche Tat in ruhelosem Fluch.

Die Sage ist streng und hart. Mit besonderen, ungeschriebenen Satzungen läuft sie neben den Forderungen der Sittlichkeit her. Untreue ist ihr verhaßt, Treue höchste Tugend, die Eide hütet sie wohl, Gottesfrevel ahndet sie schwer. Gegebenes Wort halten gilt ihr heilig, es brechen verruchte Tat. Das zeigt der Pfeifer von Lorsch, die Figur des lockenden Spielmannes in Hessen. Die Bauern wollen ihn um den Lohn für Vernichtung schädlichen Ungeziefers prellen: da entführt er ihnen die Kinder in den Tannenberg.

Hoch steht ihr die Achtung fremden Eigentums im Wert. Vergehen daran straft sie unnachsichtig, ob einer gestohlen, des andern Weib verführt oder einen Grenzstein am Acker im Feld verrückt hat, — gleichviel.

Gerade im letzteren Fall zeigt sich die Sage so recht als volkstümliche Äußerung des schlichten, echten Bauernempfindens. Der Bewohner des Landes draußen lebt in steter Berührung mit der Natur. Er weiß von ihren Schönheiten und Schrecken und schätzt ihre Gaben höher als der aufgeklärtere, ihr mehr entzogene Städter, dem's wenig verschlägt, ob ein Heuschreckenschwarm die Felder zerstört, Hagel die Saat vernichtet oder eine Hexe die Kuh verzaubert.

So ist vor allem das Land der Schauplatz der Sagen, seine Bewohner vornehmlich die Träger des Aberglaubens. Die vier Elemente erscheinen ihnen bevölkert mit bösen und guten Geistern aller Art. Sie kennen die wohltätige Wirkung des Feuers, das erwärmt und die Pflugschar schmieden hilft; aber sie können auch ein Lied von seiner verheerenden, dörfervernichtenden Gewalt singen. Je hilfloser sie der Flamme preisgegeben sind, desto inniger wünschen sie diese beschwören zu können. So entstehen in ihrer Vorstellung Gestalten, wie die Zigeunerin, die aus Dankbarkeit ein Haus durch Besprechen vor Feuer gefeit macht, oder jener Hessenfürst, der Herr über alle züngelnden Flammen gewesen sein soll.

Auch an dem kleinen, unstät tanzenden Lichtlein, dem Irrlicht, darin sie die Seelen ungetauft verstorbener Kinder erblicken, gehen sie mit ängstlichem Grauen vorbei.

Nicht anders am Gegenstück, dem Wasser, ob es das rauschende, mühlentreibende ist oder der unheimlich schwarze See, Teich und Tümpel. Böse Geister, Nixen hausen in seiner Tiefe und fordern zu bestimmten Zeiten Tribut an Menschenopfern, denen sie rufen oder die sie in ein nasses Grab hinabziehen.

So vertraut dem Landvolk ferner das dritte Element, die nährende Scholle ist, die Erde, furchtbare Schrecken birgt ihre Tiefe. Mitunter läßt ein klaffender Spalt mit hüpfendem Feuer darüber ahnen, was drunten versunken ruht. Unschönes Getier, Kröten und Schlangen schauen wenig vertrauenerweckend dem Eindringling entgegen. Auch oberirdisch regt behauenes oder unbehauenes Gestein an Schloß und Burg zu gar seltsamen Vermutungen über Alter, Zweck und Bedeutung an. Gewaltige Felsblöcke in Wald und Feld werden mit Vorliebe den Riesen als Wurfgeschoß angedichtet. Sie dienen auch, wie beim Darmstädter Herrgottsberg, dem Teufel als Mittel, seinen Zorn an dem verhaßten Gotteshaus auszulassen, indem er die größten spielend leicht nach der heiligen Stätte schleudert. Kein steinern Kreuz in Feld und Rain, an das nicht eine Überlieferung von einem meuchlings Erschlagenen sich knüpft; kaum ein vermauertes Fenster oder Grabsteinwappen, daran das Volk seinen Witz nicht übte. Und gerade beim Bauen spielt der Teufel als Versucher eine große Rolle: für ein Tröpflein Blut des Baumeisters baut er in einer Nacht schnell und schön. Aber wie er von seinen Opfern dabei genarrt wird und geprellt, davon weiß die Sage auch manch artig Stücklein.

Auch Gestein von besonderer Gestaltung reizt das Volk zu allerlei Vergleichen an. Bald ist die Felsgruppe das Haus der wilden Weibchen, die das Geheimnis der heilkräftigen Selben hüten, bald das Bett, in dem die Jungfrau Maria auf der Reise nächtigte. Überhaupt: Christentum und Heidenglaube vertragen sich trefflich in der Sage und halten gute Nachbarschaft.

Und nun gar das letzte Element: die Luft. Das ist so recht eigentlich ihr Bereich. Fordert doch jede absonderliche Wolkenbildung heraus, feurige Wagen, Pferde und allerlei Zeichen am Himmel zu schauen, im tosenden Sturm das Walten einer furchtbaren Naturmacht zu erblicken. Hier ist der Ort für den Aus- und Umzug der Götter. Die aber, die heidnischen alten, leben aller Mission zum Trotz noch urkräftig fort in luftiger Höhe, im Glauben des Volkes; so Frau Holle, die weiße Frau und oft mit ihr vereint der wilden Jagd sturmumbraustes Gejaid. Gespenstisch zieht der Schnellertsgeist durch die Haal, klirrt und klappert mit Horrido und Peitschenknall, von Hunden umbellt, der wilde Jäger durch die Luft, durch Scheuertor, Mauern und des Bauern Küche hindurch, mag er nun als der Sturm oder Gott Wotan gedeutet werden, oder der Rodensteiner heißen, der noch 1848 seinen letzten, kriegverkündenden Auszug gehalten haben soll.

Da oben ist auch die verkehrsreiche Fahrstraße für schier zahllose andere Geister, Kutschen und Getier, für das Hexengesindel, das zum Tanzplatz reitet, für allerlei merkwürdige Wesen, die durch den Schornstein in die Häuser fahren, zu schaden, zu necken, die milchgebende Kuh in einen fremden Topf zu melken. Ein wertvoller Beitrag zur Geister- und Geistesgeschichte, oft ein lustiges, luftiges Kapitel aus der Entwicklung von Vorstellungen aller Art, oft aber auch ein trauriger Abschnitt aus den Berichten von kurzsichtiger, unmenschlicher Rechtspflege in vergangener Zeit.

Neben den Hexen und ihrem großen Meister mit dem Pferdefuß machen wir bei einer Wanderung durch die Sagen unseres Volkes gar eigenartige Bekanntschaft mit kleineren Geistern aller Gattungen. Sie sind bald gutmütig, hilfsbereit für die Menschen, bald bösartig, zerstörungswütig, neckisch: das Heer der Hausgeister, Heinzelmännchen, Kobolde, Wichteln und Elben zieht vielfarbig und -köpfig an uns vorüber, des kleinen Volks der Zwerge nicht zu vergessen.

Wer könnte sie alle mustern und nennen, die oft übertollen Ausgeburten der Einbildungskraft eines Volkes von so besonders reichem Gestaltungsvermögen wie das deutsche? Ein „Webbern" und Wehen, Dröhnen und Stöhnen, Lachen und Weinen geht durch seine Sagen und herrlicher Duft —.

Das soll der Leser dieses Büchleins nun an sich erfahren. Darum summe er bienenfröhlich durch die Blüten und ziehe den köstlichen Honigseim daraus, sich selbst zum Genuß, seiner Art zur Stärkung und damit seinem Heimatland zu Nutz und Frommen! —





I. Das Gewölbe im Auerbacher Schloß.

Jenseits des Melibokus, wenn man nach Heidelberg fährt, liegen auf einer der schönsten Höhen der Bergstraße die Trümmer des Auerbacher Schlosses. Ein Mann in dem nicht fernen Odenwälder Dorfe Reichelsheim, welcher die Kunst verstand, alle Türen ohne Schlüssel zu öffnen, erzählte oft, daß in den Trümmern ein Gewölbe sei, welches er jedes Jahr besuche. Wenn er es durchschritten habe, komme er in einen hohen und weiten Saal, worin zwölf Männer um einen halbrunden Tisch säßen; vor ihnen im Saal lägen große Haufen Geldes. Er dürfe davon jedesmal drei Griffe mit beiden Händen zugleich nehmen und währenddessen fragte einer an der Tafel: „Was sollen wir mit dem da machen?" Die andern sagten stets: „Laß ihn nur gewähren". So hatte er es schon lange Jahre gehalten und war ein reicher Mann geworden, aber plötzlich war es zu Ende damit und er verarmte jedes Jahr mehr. Da fragte man ihn, wie das komme und warum er kein Geld mehr in Auerbach hole, und er sprach: „Ich hab's mit ihnen verdorben und kann das Gewölbe nicht mehr finden. Als das letztemal wiederum einer der zwölf Männer fragte: Was sollen wir mit dem da machen? rief ich übermütig, denn ich hatte zu viel getrunken: «Halt's Maul, du alter Narr!», aber da standen sie alle von ihren Stühlen auf und fielen über mich her, und wie

ich herausgekommen bin, das weiß ich selbst nicht. Soviel nur weiß ich, daß ich mich vor dem Gemäuer wiederfand und blaue Mäler am ganzen Körper hatte, ebenso, daß ich seitdem das Gewölbe vergebens gesucht habe".

2. Das Gewölbe auf dem h. Kreuzberg bei Darmstadt.

Auf diesem Berg stand in katholischen Zeiten die Kapelle zum heiligen Kreuz. Als man einmal an der Stelle grub, fand man einen Altar, und als die Arbeiter weitergraben wollten, stürzten sie plötzlich in ein unterirdisches Gewölbe, worin ein steinerner Tisch stand, auf dem ein Handschuh lag und neben dem Handschuh eine große Schlange. Was dies zu bedeuten hatte und wovon der Handschuh herrührte, das weiß niemand.

3. Die zwölf Männer.

Zwischen Seeheim und Niederbeerbach liegt ein Stein am Wege, auf welchem man ein Hufeisen eingedrückt sieht; an der Stelle soll es nicht geheuer sein. Als im letzten französischen Krieg der preußische Stab in Seeheim lag, da mußte der Korporal Peterssee in einer Nacht als Ordonnanz nach Niederbeerbach reiten. Als er in die Nähe des Steins kam, stutzte sein Gaul und siehe da, der Wald war so hell wie am Tage, daß man jedes Reis auf den Bäumen zählen konnte. Er ritt dennoch weiter und fand an dem Stein einen schwarzbedeckten Tisch mit schwarzem Schreibzeug; daran saßen zwölf Männer, deren einer blutrot gekleidet war. Vor ihm lag ein Viertelsbogen Papier, diesen nahm er vom Tisch, gab ihn seinem Nebenmann und sprach: „Schreib du". Der aber schüttelte mit dem Kopf und gab das Blatt weiter, indem er gleichfalls sprach: „Schreib du!" So ging das Blatt herum, bis es wieder zu dem Blutroten kam. Dieser bot es jetzt dem Korporal mit den

Worten: „Schreib du", doch der wagte vor Angst nicht, auch nur ein Glied zu rühren. Da rief der Blutrote in wehklagendem Tone, der dem Korporal ins Herz schnitt: „So will denn niemand schreiben!" und im selben Augenblick war alles verschwunden und ringsum herrschte wieder die finsterste Nacht; der Korporal aber sprengte so schnell er konnte gegen Niederbeerbach hin. Dort erzählte er am andern Tage dem Pfarrer Scriba die ganze Sache und der schalt ihn und sprach: „Wenn du nur geschrieben hättest: «das Blut Jesu Christi macht uns rein von allen Sünden», dann wärest du ein reicher Mann und die Geister wären erlöst. Jetzt hast du nichts als den Schrecken und die Geister müssen um so länger wandern." „Ja", sprach der Korporal, „wer das gewußt hätte!"

4. Das Schloß im Berge.

In einem Dorf an der Bergstraße wohnte ein Seifen- und Lichtermacher, der hatte einen Buben, welchen er jeden Morgen mit einem Pack seiner Waren ausschickte dieselbe zu verkaufen. Eines Tages ging der Knabe auf den Berg, da wo der Erdspalt ist, denn er hatte seine Ware fast alle und zu guten Preisen verkauft und wollte noch einmal sehen, ob keine Erdbeeren droben reif seien. Da trat ein seltsam gekleideter Mann zu ihm und frug ihn, ob er noch Seife und Kerzen habe. Der Knabe zeigte den kleinen Rest. „Gut, so folge mir", sprach der Mann, ging einige fünfzig Schritte zur Seite des Berges herab und trat durch eine Türe, welche der Knabe nie gesehen, in eine Reihe hoher und schöner Zimmer. Im dritten nahm der Mann ihm die Ware ab, holte ihm das Geld dafür und sprach: „Nun komme jeden Tag hier ins Schloß und bringe mir alle deine Ware, ich kaufe sie dir um guten Preis ab, sage jedoch

nichts davon, daß du sie hier ablieferst". Das versprach der Knabe und er hielt Wort. Als aber sein Herr merkte, daß er stets und immer so gut und so bald die Ware loswerde, und die Leute in der Stadt doch klagten, der Knabe lasse sich gar nicht mehr sehen, wie oft und gerne sie auch von ihm kauften, da forschte er ihn aus, wohin er mit den Waren gehe. „Laßt das auf sich beruhen", sprach der Knabe, „ich darf's nicht sagen." Dadurch machte er aber die Neugier des Herrn noch reger und der ruhte nicht und schmeichelte und drohte so lang, bis der Knabe es gestand. Als er aber am folgenden Morgen mit seiner Ware zu dem Berge kam, da war die Türe nicht mehr zu sehen und er hat sie seitdem nie wiederfinden können.

5. Der Herrgottsberg bei Darmstadt.

Vor alter Zeit sollte auf dem jetzigen Herrgottsberg eine Kirche gebaut werden, und zwar infolge eines Gelübdes, welches die Gemeinde Bessungen zur Zeit einer allgemeinen Not getan hatte. Man schaffte das Material dazu hinauf, Holz, Steine, alles, was zum Bau nötig war und wollte denselben in Angriff nehmen, als man eines Morgens alles das am Fuße des Berges wiederfand. Man hielt dies für ein Werk böser Menschen und trug Holz und Steine wieder herauf, aber am folgenden Morgen fand man es von neuem im Tal. Da beschloß der Baumeister selbst Wache zu halten und ging nebst einigen Gesellen abends auf den Berg, wo er sich versteckte. Gegen Mitternacht sah er eine schwarze Gestalt, die das Holz nahm und mit Leichtigkeit herunterwarf, die größten Balken, wie die gewöhnlichsten Dielen. Obschon erstaunt und einigermaßen erschrocken, wagte sich der Baumeister doch hervor und fragte den Schwarzen, *wie er sich* erkühnen dürfe, das für des Herrn Haus

Bestimmte frevelhaft vom Platz zu werfen und die Arbeit also zu hindern. Da lachte der Schwarze höhnisch und sprach: „Eben weil ihr solch ein Haus bauen wollt, hindere ich die Arbeit, wolltest du mir eins bauen, es stände schon da, bevor der Tag anbricht". Der Baumeister, ein kluger Mann, besann sich schnell und sprach: „Wohlan, das Haus soll dein sein, wenn es bis morgen früh fertig dasteht". Er merkte nämlich wohl, mit wem er zu tun hatte und bedang sich nur aus, daß der Schwarze nach dem bereits fertigen Plan bauen müsse, was auch zugestanden wurde. Zufrieden mit seinem Handel ging der Baumeister nach Bessungen zurück und geradeswegs zum Pfarrhaus, wo er sich mit dem Pfarrer beriet, bis die Sonne schon hoch am Himmel stand. Da läuteten unerwarteterweise alle Glocken der Kirche und verwundert strömte die Gemeinde zusammen und jeder fragte, was das wohl bedeute? Der Pfarrer trat unter sie und ermahnte sie, sich rasch zu einer feierlichen Prozession auf den Herrgottsberg zu bereiten. Es dauerte nicht lange, da zog ganz Bessungen, das Kreuz an der Spitze, unter Gebet und Gesang dem Berge zu, auf dessen Höhe die Kapelle schön im ersten Gold der Morgensonne strahlte. In der Tür stand der Teufel und rieb sich schon lang die Hände vor Freude, als er aber die heiligen Lieder hörte, wie sie näher und näher drangen, wurde es ihm schwül und schwüler. Da blitzte ihm plötzlich das Kreuz entgegen, es rückte gleichfalls seinem Bau näher, er sah, daß er überlistet war und eilte von dannen, so daß die Prozession ungestört in die Kapelle einzog. Aber er beschloß sich zu rächen und alle zu töten, die eben in der Kapelle waren: er riß einen ungeheuren Felsblock los, erhob sich mit demselben in die Luft und warf ihn gegen das Dach des Kirchleins. Wäre ihm sein Wurf gelungen, dann hätte nicht mancher

Bessunger sein Leben gerettet, aber der Schutz Gottes war mit den Andächtigen, der Stein prallte ab und fiel, ohne Schaden zu bringen, neben der Kirche nieder. Da liegt er denn noch und als Wahrzeichen sieht man an der Stelle, wo ihn der Böse gefaßt hatte, dessen Krallen eingedrückt.

Andere sagen, nicht der Baumeister, sondern sein erster Geselle habe bei dem Bau gewacht und dem Teufel seine Seele verschrieben, um des Baumeisters Tochter, die er liebte, zu gewinnen. Der Meister, erfreut über die rasche und schöne Vollendung des Baus, habe sie ihm auch sofort gegeben und die Hochzeit sei gefeiert worden. Da habe es abends dreimal an die Türe geklopft, der Bräutigam sei herausgetreten, um nachzuschauen, wer da sei, aber nicht zurückgekehrt. Am folgenden Morgen habe man frische Blutspuren vor der Kapelle gesehen.

6. Vom Schnellerts.

Viele, welche den Schnellerts bestiegen, hörten dort einen feinen, lieblichen Gesang, und zwar waren es gewöhnlich Kirchenlieder, die sie vernahmen; diese Töne schienen ihnen aus dem Berg zu kommen, doch ist es nie jemand gelungen, in dessen Inneres zu dringen.

Oft kräht auf dem Gipfel des Bergs, da wo die Ruinen der Burg stehen, der Hahn, und er hat schon manchen sehr erschreckt. So waren vor nicht langer Zeit die Leute einmal droben zu einer Holzversteigerung versammelt und eben bot der Förster einen Stocken aus, als der Hahn krähte. Im Nu war der Platz leer und selbst der Förster hatte nicht den Mut, zu bleiben.

7. Götzenhain.

Der Nachtwächter aus Götzenhain wollte einst in *der Allerheiligennacht* die zwölfte Stunde ausrufen. Am

Ende des Dorfes angekommen, sah er in einem Garten ein Feuer brennen und bei demselben unkenntliche Gestalten. In der Meinung, es hätte sich eine Zigeunerbande da gelagert, schlich er dicht an die Hecken. Da sah er eine Vertiefung in der Erde, wie eine Höhle und ein Gefäß, aus welchem blaurote Flammen schlugen. Ganz im Innern stand ein goldnes Bild und ein Mann, welcher einen Speer in der Hand trug; neben ihm lag ein Hund so groß wie ein Rind, dem eine lange blutige Zunge aus dem Halse hing. Er blieb einige Augenblicke wie angewurzelt stehen, dann aber fing er an zu laufen, was er konnte, und wagte sich seitdem nie wieder an die Stelle, wo der Götze mit seinem Schatz begraben liegt.

8. Der Frauen-Holl-Stein.

Bei Fulda im Wald liegt ein Stein, in dem man Furchen sieht. Da hat Frau Holl über ihren Mann so bittere Tränen geweint, daß der harte Stein davon erweichte.

9. Die Zauberpfeife.

In der Gegend von Lorsch, da wo jetzt der Seehof steht, lag vor Zeiten ein großer See. Die rings gelegenen Dörfer traf einst eine arge Plage, ein Emsenregen, der so dicht war, daß die Felder von Ameisen wimmelten und in wenigen Tagen kein grünes Hälmchen mehr zu sehen war. Die Bewohner wandten sich in ihrer Not an den Bischof von Worms, daß er durch seinen Segen und sein Gebet die Plage abwende. Der Bischof hieß sie in Prozession die Felder durchwandeln und Gott um Abwendung der Plage flehen. Dies geschah. Als aber die Prozession in der Nähe des Sees an einem Feldaltar stille hielt, da trat ein Einsiedler in die Reihen und sprach: „Mich schickt der Herr zu euch und wenn ihr gelobt, zu tun wie ich euch sage, dann sterben die Emsen

im nächsten Augenblick. Gebet mir, jedes Dorf, welches die Plage traf, hundert Gulden; ich werde davon dem Herrn eine Kapelle bauen." Das gelobten alle gern und willig und sogleich zog der Einsiedler ein Pfeifchen aus seiner Kutte und pfiff. Da flogen alle Ameisen herbei, so daß sich der Himmel von ihnen verdunkelte, und bald standen sie wie ein schwarzer Turm vor dem Einsiedler, der sie mit einem letzten Pfiff sämtlich im See versenkte. Als aber der Einsiedler zu den Gemeinden kam und den Gotteslohn verlangte, da schrien sie, er sei ein Zauberer und verdiene eher, verbrannt zu werden. So machten es alle zehn Dörfer, doch das schreckte ihn nicht. Er sagte ihnen kurz, sie würden ihre Strafe schon erhalten. Als er aber am letzten Hause des letzten Dorfes war, zog er sein Pfeifchen aus der Kutte und pfiff, und siehe da, die Schweine der ganzen Gegend brachen unwiderstehlich aus Stall und Hof und folgten dem Einsiedler, der so rückwärts die Runde in den zehn Dörfern machte, ohne daß jemand gewagt hätte, ihn zu halten oder auch nur ein Wort an ihn zu richten. So führte er die Herde bis zum Lorscher See, wo er mit ihr verschwand.

Im nächsten Jahre verheerte ein Grillenregen die ganze Gegend. Da sahen die Bauern wohl ein, wie sehr groß ihre Sünde gewesen und sie wandten sich wieder an den Bischof von Worms um Rat und Tat, doch dieser wollte nichts mehr mit ihnen zu schaffen haben und sagte, sie hätten die Strafe wohl verdient. Von neuem gingen sie in Prozession durch die Felder, um durch Gebet den Zorn des Himmels zu versöhnen. Als sie so am Lorscher See anlangten, da kam ein Köhler vom Gebirge daher, neigte sich tief vor dem Venerabile und sprach zu der Menge gewandt: „Die Strafe, die *euch getroffen* hat, wird alsbald von euch genommen

sein, so ihr mir gelobt, daß jedes Dorf mir fünfhundert Gulden zum Bau eines Klosters zahle". Damit waren die Dörfer gern einverstanden und sie gelobten es feierlich. Zugleich langte der Köhler ein Pfeifchen aus dem Sack und pfiff, und überall erhoben sich die Grillen und folgten ihm nach dem Tannenberg, wo bald ein riesiges Feuer sie sämtlich verzehrte. Doch als der Köhler seinen Gotteslohn forderte, erging es ihm in allen zehn Dörfern nicht besser wie dem Einsiedler; er erhielt nicht einen roten Heller. „Nun, wie ihr wollt", sprach er ruhig und setzte sein Pfeifchen wieder an, und hinter ihm her zog alles Wollenvieh der ganzen Gegend und die Bauern standen wie gebannt, so daß keiner ein Wort wagte. Er aber zog zum Lorscher See, wo er mit der Herde verschwand.

Das folgende Jahr kam und mit ihm ein solches Heer von Mäusen, als ob sie vom Himmel geregnet wären. Nun wo die Not wieder an Mann ging, konnten die Bauern auch wieder beten und bereuen und die Felder flehend und klagend durchziehen. Als die Prozession wieder am Lorscher See hielt, stand plötzlich ein Bergmännchen in ihrer Mitte, das sprach: „Ich will die Plage schnell von euch nehmen, aber dafür muß jedes Dorf mir tausend Gulden zahlen. Und wenn ihr denn euer Geld nicht Gott zulieb geben wollet, so gebt es wenigstens für euren eigenen Nutzen. Ich baue euch dafür einen Damm an der Bergstraße von Hendesheim (Handschuhsheim bei Heidelberg) bis Ramstadt, so daß die Gebirgswasser euren Fluren ferner nicht mehr schaden können." Wie schnell die Bauern wieder mit ihrem Eide waren! Ebenso schnell griff auch das gelbe Bergmännchen nach dem Pfeifchen und dem Pfiff folgten die Mäuse zu Millionen. So ging's nach dem Tannenberg, der sich öffnete und als er sich wieder

schloß, war weder vom Bergmännchen noch von den Mäusen eine Spur zu sehen. Aber Undank ist der Welt Lohn und den erntete das Bergmännchen nicht weniger als der Köhler und der Einsiedler; doch ließ es wie jene die Strafe auch auf dem Fuße folgen und was war das für eine Strafe! Als es wieder pfiff, da folgten ihm alle Kinder selbst bis zu den Säuglingen, die sich von der Brust der Mütter losrissen und hinter ihm dreintrippelten. Als der Zug am Tannenberg anlangte, öffnete sich ein großes Felsstück, das Bergmännchen trat in den Berg, die Kinder mit ihm und der Felsen schloß sich wieder und nie sah man mehr eine Spur von den Kindern. Da waren die Bauern mürb, sie trugen, um nicht im nächsten Jahre eine neue Züchtigung zu erfahren, schnell das Geld zusammen und schickten es dem Bischof gen Worms. Seitdem erfuhren sie keine derartige Plagen mehr.

10. Kinderbrunnen.

Im Bettengrund, nahe bei der Schießenburg (zwischen Gelnhaar und Bergheim in Oberhessen) liegt der Schwarzenborn, nicht weit davon der Erlenborn und der Königsborn. Im erstern holen die Frauen aus Gelnhaar die Kinder. Andere sagen, aus dem Schwarzenborn kämen nur die Knaben, die Mädchen hingegen aus dem Kästenborn, der gegenüber auf dem Betten entspringt.

Die Reichelsheimer Kinder kommen aus dem Ratzenbrunnen, der dem Reichenberger Schloß das Wasser liefert.

In Jugenheim holt man sie aus dem Brünnchen im Balkhäuser Tal, worin sie bei der Mutter Gottes und dem heil. Johannes sitzen, welche mit ihnen spielen.

Bei Darmstadt, nach Reinheim zu, liegen die drei

Brunnen, auch Milchbrunnen und Kinderbrunnen genannt; daraus stammen alle Darmstädter.

Der Bensheimer Kinderbrunnen liegt in der Hasengasse und ist ein uralter Ziehbrunnen. Wenn eine Frau gern ein Kind hätte, läßt sie nur den Eimer herab und es wird ihr drunten hineingelegt.

11. Der wilde Jäger.

Mit erschrecklichem Lärmen zog ehemals von dem Vogelsberge her der wilde Jäger durch das Tal der Nidda an den Bergen her. Da kam jedesmal aus dem Turm in der alten Burgmauer zu Staden, auf der Seite nach dem Wingertsberg zu, eine lange, lange Stange heraus und an deren Spitze hing eine Leuchte, die wie ein Klumpen Feuer aussah. Die leuchtete dem wilden Jäger, während er vorbeizog.

Bei nächtlichem Sturmgetöse sagt man noch in der Wetterau: „Man meint, es wäre der wilde Jäger".

In der Gemarkung von Brand-Oberndorf ist ein Ort, der heißt die Streitheck. Da wandert des Nachts ein Jäger mit Hund, Gewehr und Ranzen. Er hat aber keinen Kopf und heißt der wilde Jäger. Auch an vielen andern Orten um Bodenrod hört man ihn zuzeiten des Nachts über die Köpfe der Leute hinweggehen.

12. Der Mann auf dem Dreimärker.

Ein Mann in Ober-Kainsbach saß eines Abends mit seiner Frau beim Kartoffelschälen, als es plötzlich an sein Fenster klopfte. Anfangs achtete er nicht darauf, doch als es zum zweiten- und drittenmal klopfte, ging er hinaus. Draußen fand er drei Herren in seltsamer Tracht und der eine von ihnen, der ein Jäger zu sein schien, sprach zu dem Bauern, er solle des andern Abends mit einem Sack, den ein Mädchen unter sieben Jahren

gesponnen, einer neuen Hacke und einem noch ungebrauchten Grabscheit hinaufgehen auf den Schnellerts und sich auf den droben stehenden Dreimärker setzen, so werde er sein Glück machen. Der Mann willigte ein und die drei verschwanden. Am folgenden Tage verschaffte der Bauer sich die drei erforderlichen Dinge und als es anfing zu dämmern, ging er damit hinauf und setzte sich auf den bezeichneten, unweit der Burgtrümmer befindlichen Stein. Er hatte lange gesessen und wollte schon wieder heimgehen, da kam plötzlich drüben vom Rodenstein etwas herangezogen gleich einer Wolke; es kam näher und näher und ließ sich endlich auf die Ruinen nieder. Da stand mit einem Male eine große, schöne Burg da, aus dem Tor aber trat jener Jäger und hieß den Bauern aufstehen und mit ihm hineingehen. Sie stiegen eine schöne Schloßtreppe hinan und kamen in einen großen, hell erleuchteten Saal, wo an einer mit allerlei Geschirre beladenen Tafel eine Menge fröhlicher Herren in altertümlichen Kleidern und Rüstungen saßen. Sie aßen und tranken und verführten einen großen Lärm mit Schreien, Reden und Singen. Der Jäger sagte, das wären die Herren vom Rodenstein und Schnellerts, sie hielten hier Verspruch zu einem Handstreich; dann setzte er sich mit dem Bauern unten an die Tafel, warnte ihn aber, er solle von Speise und Trank nur ja nichts anrühren.

Als die Herren nach der Tafel noch eine Weile gezecht hatten, standen sie auf und eilten, immer fröhlich lärmend, zum Saal hinaus. Der Jäger sagte zu dem Mann, er solle ihm in den Schloßhof folgen, es gehe jetzt auf die Jagd; er, der Bauer, müsse auch mit hinaus, solle sich nur immer bei ihm halten und ihm folgen, was auch geschehen möge, sich jedoch wohl hüten, ein *Wort zu sprechen.* Sie gingen hinab und fanden drunten

im Hof die ganze Gesellschaft mit dem Jagdgerät und eine Menge von großen, schneeweißen Windspielen, welche mit lautem Gebell um die Herren herumsprangen. Der Jäger wurde von allen willkommen geheißen, zu dem Bauern aber sprach keiner etwas, es war, als sei er gar nicht da. Jetzt ging es lustig zum Tor hinaus und in den mondhellen Wald. Voran sprangen die Hunde und ließen vor Gier die Zunge aus dem Halse hängen. Dicht hinter ihnen folgte der Jäger mit zwei schön gekleideten Prinzen, welche dem Mann schon bei der Tafel aufgefallen waren und von denen er später sagte, es seien wohl dieselben Männer gewesen, die an jenem Abend mit dem Jäger an sein Fenster geklopft hätten. Es ging so schnell, daß dem Bauern fast der Atem stockte, doch hielt er sich immer dicht hinter dem Jäger, welcher beständig die Hunde anfeuerte und hetzte. Plötzlich schlugen sie ein wütendes Gebell an und aus dem Gebüsch drang ein herzzerreißendes Jammergeschrei. „Sie werden doch keinen Menschen angefallen haben", rief der eine Prinz und wollte hinzueilen, doch der andere hielt ihn zurück, indem er sprach: „Sei's Mensch oder Vieh, das gilt mir alles gleich." Als sie näher kamen und der Jäger die Hunde auseinandertrieb, lag an der Erde der blutige und zerrissene Leichnam eines Kapuziners in einer braunen Kutte. Nun hob der eine Prinz ein großes Wehklagen an, der andere aber lachte und ließ den Leichnam durch ein paar Jäger forttragen. Die Jagd hatte jetzt ein Ende, der gute Prinz hörte jedoch nicht auf, dem bösen Vorwürfe zu machen. Das tat er auf dem ganzen Heimweg, als er es aber auch im Schloßhof nicht aufgab, ward der andere wild, zog seinen Hirschfänger, stieß ihm denselben in die Brust und lief dann in den Stall. Einen Augenblick darauf kehrte er wieder zurück, auf einem stolzen Pferde sitzend, dem gab

er die Sporen und sprengte mit einem gewaltigen Satz über die Schloßmauer. Da hörte man einen dumpfen Fall, der Jäger aber sprach: „Er hat das Genick gebrochen, jetzt müssen wir fort in das Schloß und den Kapuziner suchen". Sie gingen nun miteinander in die Burg zurück. Der Jäger schloß ein Zimmer nach dem andern auf und stellte dabei immer ein Licht innen und eins außen an die Tür, aber sie konnten den Kapuziner nicht finden. Endlich kamen sie in einen dunkeln, kalten Keller, da lag die blutige Leiche des armen Mönchs. Nun befahl ihm der Jäger, den Leichnam in den Sack zu stecken; der Bauer griff an und hatte ihn schon mit den Füßen im Sack, da hörte er hinter sich: „Hau! hau! hau!" Er drehte sich rasch um und sah die großen Windhunde, welche die Leiche packen wollten. „Geht ihr los, oder —" rief er und schlug mit dem Grabscheit nach ihnen, doch da war mit einem Male alles verschwunden, Jäger, Hunde, Keller und Schloß, und der Mann fand sich im Mondschein allein auf dem Dreimärker.

Das alles hat er zu vielen Malen erzählt und dabei gesagt, so möge es einmal wirklich vorgefallen sein, und wenn er sich nicht durch die Hunde hätte irre machen lassen und die Leiche hinausgetragen und begraben hätte, dann brauchte er jetzt keine Kartoffeln mehr zu essen.

13. Das wilde Heer in der Küche.

Die Hofreite in Brensbach, durch welche der Geist aus dem Schnellerts seinen Zug genommen haben soll, liegt im obern Teil des Orts. Diese Hofreite wie noch zwei andere daselbst, welche noch vor 50 Jahren standen, waren im ältesten Baustil der Bauernhofreiten aufgebaut und schienen den ehemaligen Herren von Brensbach angehört zu haben.

Ein älterer Besitzer der Hofreite, durch dessen Scheuer der Berggeist zog, war willens eines Morgens vor Tag über Feld zu fahren. Er sagte daher seiner Frau, sie solle früh aufstehen, um ihm sein Frühstück zu bereiten. Morgens, als er um seine Pferde zu füttern aufstand, ging er durch die Küche und sah zu seiner Verwunderung noch ein großes Kohlenfeuer auf dem Herd. Nachdem er gefüttert hatte, mahnte er seine Frau, jetzt aufzustehen, da sie noch Feuer genug auf dem Herd habe. Als aber die Frau aufgestanden war und die Morgensuppe kochen wollte, fand sie keinen Funken Feuer weder auf dem Herd noch in der Asche. Das Feuer rührte aber von dem wilden Heer, welches in der Nacht in der Küche gewirtschaftet hatte. Denn es war gar nichts Seltenes, daß die Geister nachts in diese Küche einkehrten, die Kessel über das Feuer hingen und kochten, endlich auch Schüsseln und Teller nahmen und Mahlzeit hielten. Im Jahr 1804 hat man dies zum letztenmal wahrgenommen.

14. Der Schnellertsgeist.

Ich bin gar kurzätmig und spare die Worte; zudem habe ich nicht weit mehr bis ans Grab, darum spreche ich gern die Wahrheit und was ich erzähle, das kann mir jeder glauben. Ich habe einmal auf dem Schnellerts gearbeitet und mein Kamerad war nicht weit von mir, so daß wir zusammen plauderten über dies und jenes. Da hörte ich plötzlich, wie es da, wo man jetzt die alten Mauern sieht, raschelte und rauschte, als ob ein Reh in einem Haufen dürrer Blätter herumspränge. Ich werfe rasch die Hacke weg und eile auf die Stelle zu, aber da war nichts zu hören noch zu sehen. „Du", sagte ich zu dem andern, „es ist nicht richtig hier." Da kam er und sah selbst nach und ich sah ihm an, daß es

ihm angst wurde, sprach darum: „Laß ihn rascheln, wir wollen wieder an die Arbeit".

Über eine Weile fährt's daher wie ein Wagen, aus dem ein Dutzend Kerle kleine Steine würfen, und wir hörten ganz deutlich die Räder über den Boden gehen und die Steine fliegen. „Da ist der Spitzbub schon wieder", rief ich, als der Lärm vorüber war und mein Kamerad hatte es auch gehört, denn er war totenblaß und sprach kein Wort. Ich aber, ein mutiger junger Bursch, schrie keck, so laut ich konnte: „O du Teufel, so komm auch zum drittenmal, dreimal ist Bubenrecht!" Da aber fuhr ein Wirbelwind daher, der packte uns, daß wir nicht anders glaubten, als wir würden mit fort in die Luft gerissen und schrien, als stecke uns schon ein Messer in der Kehle. Wir ließen die Hacken und Beile liegen und liefen, was wir konnten, ein Stück Wegs bergunter, wo andere arbeiteten, denen wir alles erzählten. Diese hatten auch alles gehört und es dauerte lange, bis sich wieder einer auf die Spitze des Berges wagte.

15. Das Eichbrünnchen.

In der Nähe des Rodensteins am Fuß einer alten Eiche quillt das Eichbrünnchen, in welchem die Rodensteiner ihre Kinder taufen ließen.

Eines Abends war den Leuten, welche am Fuß der Burg wohnen, eine Magd fortgegangen, sie wußten nicht wohin. Als sie das Mädchen lange in der nächsten Umgebung des Hauses gesucht hatten, fanden sie es endlich an dem Eichbrünnchen. Sie wollte aber durchaus nicht von der Stelle hinweg und fragte: ob sie den schönen Wagen nicht gesehen hätten, mit dem sie fortfahren solle? Diese Magd war aber ein Güldensonntagskind.

Andere erzählen die Sache folgendermaßen: Die Magd erzählte, als man sie fand, sie sei, während die übrigen Hofleute beim Spinnen zusammengesessen hätten, vor die Tür gegangen, um irgendein Geschäft zu verrichten. Als sie eben in den Hof getreten, sei eine vierspännige Kutsche vorgefahren, in welche man sie, ehe sie sich's versehen, geschwind hineingehoben hätte. Alsdann sei die Kutsche pfeilschnell querfeldein gefahren und erst in einem entfernten Wiesengrund habe man sie wieder freigegeben.

16. Sonntagskind.

Zu Ober-Kainsbach fährt der Rodensteiner alljährlich durch eines Bauern Scheune; an dem Tage müssen beide Tore für ihn weit offengelassen werden, denn wider allen Gebrauch hat die Scheune zwei Tore, die sind nur des Geistes wegen einander gegenübergebaut. Nun standen an dem Tage die Knechte in der Scheune und draschen; da kam der Rodensteiner mit Hallo, Rasseln und Peitschenknallen und fuhr durch, so daß alle innehielten und sich segneten, aber keiner sah etwas. Nur ein siebenjähriges Knäbchen, welches ein Sonntagskind war, stand dabei und zog in einem fort das Käpplein ab, als ob es vornehme Leute grüße. Als der Spektakel vorbei war, fragten die andern, warum es so getan habe? Da gab es zur Antwort: „Habt ihr denn nicht die vielen schönen und vornehmen Herren gesehen, welche in den Kutschen saßen und so freundlich zum Schlag herausgrüßten?"

17. Die Scheune in Ober-Kainsbach.

Der jetzige Besitzer des Hofes, durch dessen Scheune der Rodensteiner ehemals fuhr, hat dieselbe vor einiger Zeit abbrechen lassen und an ihrer Stelle eine Mauer

hingesetzt. Aber der Geist duldet diese Mauer ebensowenig in seinem Wege als ehemals die Scheunentore. Er hat sie schon dreimal umgeworfen und damit dem Bauern die Lust genommen, sie noch einmal aufzubauen.

18. Des Rodensteiners letzter Auszug.

Dieser fand im Jahr 1848 statt, etwa vierzehn Tage vor dem Ausbruch der Revolution in Paris. Da kamen eines Morgens Leute zu dem Bürgermeister von Reichenbach, welche meldeten, der Rodensteiner, der seit Menschengedenken ruhig gewesen sei, habe sich wieder hören lassen und sei mit dem gewohnten Getöse, unter Wagengerassel, Hundebellen u. a. durch die Luft nach dem Schnellerts gezogen. Der Bürgermeister wollte anfangs nichts darauf geben, aber die Leute beschwuren es hoch und teuer, und daraufhin sagte er es dem Pfarrer und bat ihn, er möge es doch in die Zeitung setzen lassen. Dieser lachte über die Sache und sagte, es sei Aberglauben, aber der Erfolg hat das Gegenteil gelehrt.

Und als 1850 der Kampf gegen die rote Sippschaft sich dem Ende zuneigte, da kamen andere Leute zu dem Bürgermeister und erzählten, in der verflossenen Nacht habe der Spektakel wieder angefangen und sei es gerade gewesen, als ob ein ganzes Heer durch die Luft tobe. Damals hat der zeitige Pfarrer es in der Zeitung angezeigt und mancher Leser dieser Blätter erinnert sich dessen wohl noch. Dies letztemal ging der Zug des Heers vom Schnellerts aus und wandte sich dem Rodenstein zu, wie das jedesmal der Fall ist, wenn ein Krieg in Deutschland zu Ende geht.

19. Die silberne Kutsche im Grünberg bei Echzell.

Nordwestlich von Echzell liegt eine kleine Erhöhung, *welche der* **Grünberg** heißt. In demselben befindet

sich eine silberne Kutsche und mehrere Leute in Echzell erzählen, daß sie dieselbe nachts mit vier weißen Pferden bespannt an sich hätten vorbeifahren sehen. Als sie sich jedoch angeschickt, sich hinten auf dieselbe zu setzen, wären sie dermaßen von Schrecken erfüllt worden, daß sie es nicht vermocht hätten. Darauf wäre die Kutsche am Grünberg verschwunden.

20. Die weiße Jungfrau in Ernsthofen.

In der Burg zu Ernsthofen hat sich oft eine weiße Jungfer sehen lassen und die Leute verfolgt. Einmal brannte es im Ort, da kam sie in die Kirche, wo man eben Sturm läutete und ängstigte den Glöckner dergestalt, daß dieser fortlief.

Auf dem der Burg nahen Schloßberg hat man oft ein Feuer gesehen, wobei ein schwarzer Hund lag. Man sagt, dort sollen noch viele Schätze vergraben sein.

21. Die weiße Frau bei Mossau.

Bei Mossau geht schon seit undenklichen Zeiten eine weiße Frau um und harret ihres Erlösers, der sie anrufen und abfragen muß, um ihr die langersehnte Ruhe zu schenken. Ein paar Burschen von einem benachbarten Orte kamen eines Abends spät aus einer Mossauer Spinnstube und bemerkten auf dem Heimweg die weiße Frau, die neben dem Wege in den Wiesen spazieren ging. Einem unter den Burschen kam das freventliche Gelüsten, sich mit dem Gespenste einzulassen, und kein Bitten, kein Zureden konnte ihn davon abbringen. Er ging trotzig auf die weiße Frau hinein und sprach: „Alle guten Geister loben den Herrn!" „Ich auch!" erwiderte die weiße Frau mit hoher, schrillender Stimme. Darauf hatte sich der kecke Bursche nicht vorbereitet, er stand nun da und wußte nichts mehr zu sagen. Da

ergriff ihn der Geist und schleifte ihn in der ganzen Wiese umher. Als sie ihn endlich liegen ließ, war er so übel zugerichtet, daß er nach dreien Tagen den Geist aufgab.

22. Der Altenburgskeller bei Nidda.

Auf der Altenburg bei Nidda geht eine Frau in weißem Gewande um, die schaut gar milde und freundlich drein, grüßt den ihr Begegnenden und bietet ihm eine Blume an. Die meisten hatten den Mut nicht, die Blume anzunehmen; ein armer Mann nur wagte es einmal, und da ging die weiße Frau vor ihm her und sie kamen an ein großes Tor. Er hielt seine Blume an das Schloß, die Torflügel öffneten sich und die weiße Frau führte ihn in den Keller der Burg, wo große Fässer voll edeln Weines in langen Reihen lagen. Da dachte der Mann, er wolle sich ein wenig stärken und laben, solchem Wein begegne man nicht oft, dann sei es noch Zeit, den Schätzen nachzugehen. Und er stieß mit seinem Messer einen Pfropfen ein, steckte den daliegenden Kran in das Loch und zapfte und trank lustig zu, bis der Kopf ihm schwer wurde. Da meinte er, jetzt sei es Zeit, zu gehen, es werde ja spät, und er taumelte weg. In dem Augenblick rief eine Stimme: „Freund, vergiß das Beste nicht!" Aber er hörte nicht darauf, stieg die Treppen empor und sank oben schlaftrunken auf einen Stein. Als er aufwachte, war die Frau fort und die Blume war fort und der Eingang zum Keller nicht mehr zu finden, und er hatte sein Glück ganz und gar verscherzt.

Winkelmann erzählt auch (S. 193), es seien auf der Altenburg große Schätze vergraben. Einige Bewohner von Nidda suchten einmal danach, doch fanden sie nur Hufeisen, welche so gemacht waren, daß man sie den Pferden verkehrt aufschrauben oder annageln konnte.

23. Die Blume auf der Altenburg.

Eine gute Viertelstunde von dem Dorf Dauernheim liegt ein Berg, der zwar nicht hoch, aber nach Süden zu ziemlich steil ist und die Altenburg heißt. Auf demselben soll in uralten Zeiten ein Schloß gestanden haben und im Innern des Berges noch ein Schatz vergraben liegen.

Vor mehr als hundert Jahren lebte zu Dauernheim ein Bauer, namens Röser, der ging einst nach der Altenburg, und da er dort eine sehr schöne und seltene Blume fand, so steckte er sie auf seinen Hut. Bald fühlte er an demselben eine besondere Schwere: er nahm ihn deswegen ab und fand, daß sich die Blume in einen großen Schlüssel verwandelt habe. Zugleich bemerkte Röser eine bis dahin nie gesehene Türe, welche in den Berg ging. Er steckte den Schlüssel in das Schloß, öffnete die Türe und trat in den Berg. Da kam er bald an ein Gemach, darin lagen Schätze aller Art. Er füllte sich die Taschen mit denselben und war eben im Begriff fortzugehen, als eine Stimme rief: „Vergiß das Beste nicht!“ Röser bezog das nicht auf den Schlüssel, welchen er in der Freude über die Schätze nebenhin gelegt hatte, sondern auf die Schätze selbst, welche noch dalagen und stopfte darum noch mehr in die Taschen. Da rief es zum zweitenmal: „Vergiß das Beste nicht!“ und er packte weiter ein, was er nur konnte. Als es aber zum drittenmal noch vernehmlicher erscholl: „Vergiß das Beste nicht!“, da bemächtigte sich seiner eine solche Angst, daß er hastig nach der Öffnung zulief, durch welche er hereingekommen war. Indem er durch dieselbe eilte, fiel die Türe so heftig hinter ihm zu, daß sie ihm die beiden Fersen an den Füßen abschlug, wovon er in der Folge lahm wurde. Das mitgebrachte Gold, dessen begreiflicherweise nicht wenig war, tröstete ihn jedoch über seine Wunden und

half ihm, die Schmerzen ertragen. Als er aber geheilt war, fühlte er sich unglücklicher als zuvor, denn jetzt erkannte er, was jene Stimme unter dem Besten gemeint hatte und daß er nur durch seine Habgier und Verblendung um den Schlüssel und die Möglichkeit gekommen sei, sich noch weitere Schätze zu holen.

Später wanderte er zwar noch oft nach der Altenburg und sah sich dort überall um, aber er fand weder die schöne Blume noch die Türe wieder, welche zu den Schätzen führt.

24. Das Raubschloß bei Grünberg.

Eine halbe Stunde östlich von Grünberg im Waldrevier Tiergarten liegt eine Waldhöhe, welche das Raubschloß heißt. Da soll in alten Zeiten ein Schloß gestanden haben, wovon jedoch kaum noch einige Mauerreste übrig sind. Abends zeigt sich auf dieser Höhe eine weiße Frau mit einem Bund Schlüssel. Wenn sich jemand der Gegend naht, winkt sie ihm und schließt die Erde auf, um erlöst zu werden; doch wagte es bis jetzt noch niemand, sich mit ihr einzulassen und mit ihr unter die Erde hinabzusteigen.

25. Das Edelfräulein von Rodenstein.

Der Crumbacher Hirt trieb eines Sonntagsmorgens die Herde am Rodenstein vorbei und kam nach und nach in die Gegend des Eichbrünnchens. Da sah er auf einmal ein schönes weißes Edelfräulein stehen, das die schönsten schneeweißen Linnen in der Quelle wusch. Der Hirt fing an zu schelten, daß sie den heiligen Sonntagmorgen mit ihrer Hände Arbeit verunehre, aber sie antwortete ihm, sie sei dazu verwünscht und kein Mensch könne sie davon erlösen, als wer sie drei Tage hintereinander in drei verschiedenen Gestalten dreimal auf die beiden

Augen und auf den Mund küsse. Wie sie nun so schön und holdselig vor ihm stand, war der Hirt es wohl zufrieden und gab ihr drei Küsse. Den andern Tag kam er wieder, da fand er sie als Kröte und ob es ihm gleich graute, gewann er es doch über sich, ihr auch so die drei Küsse zu geben. Am dritten Tage war sie aber eine Schlange und als sie sich so an ihm hinaufringelte, entsetzte er sich und schrie — da verschwand sie augenblicks mit großem Getöse. Jetzt kann sie nicht anders erlöst werden als durch einen Knaben, der in einer Wiege liegt, die muß aus dem Holz eines Nußbaums gemacht sein, der aus einer Nuß wächst, die ein kleines Nußpflänzchen trägt, welches im Schloßhof steht.

26. Die Jungfrau mit den Schlüsseln.

Unweit Reichenbach am Balkhäuser Weg liegt ein großer Stein. Es träumte dem Schmied Hampeter in Reichenbach drei Nächte hintereinander, er solle an den Stein gehen. Das tat er endlich auch und als er in die Nähe des Steins kam, da trat eine weiße Jungfrau mit einem Schlüsselbund in der Hand hinter demselben hervor und auf ihn zu. Wäre er stillgestanden, wer weiß was er erfahren hätte; aber er war dumm genug, wegzulaufen, denn die Angst übermannte ihn. Später ging er wohl noch hin, hat aber nie mehr etwas von der Jungfrau gesehen. Darüber hat er sich genug geärgert, aber es war zu spät.

27. Schätze im Auerbacher Schloß.

Im Auerbacher Schloß liegen große Schätze vergraben, die waren also verwünscht. Es sollte ein Rabe über das Schloß fliegen und aus dem Schnabel eine Nuß in den Hof fallen lassen. Die Nuß sollte Wurzel fassen und zu einem Baum erwachsen, und aus dem Baum eine Wiege gemacht werden und das Kind, was

darin zuerst gewiegt würde, sollte den Schatz heben und die Königstochter erlösen können, welche bei dem Schatze wacht. Als nun alles so gekommen und das Kind zum Manne geworden war, da träumte es ihm dreimal hintereinander, daß er mittags in den Schloßhof gehen solle. Am vierten Tage ging er hinauf. Als er in den Schloßhof kam, da tat es einen fürchterlichen Schlag und plötzlich stand eine wunderschöne weiße Dame vor ihm, welche ihm sagte, daß er sie erlösen könne und Besitzer aller Schätze werden solle, welche in dem Schloß vergraben lägen. Die befänden sich aber drunten im Keller und bei ihnen läge ein feuriger Hund und eine Ruthe, mit der man den Hund schlagen und forttreiben müsse. Das alles müsse morgen um dieselbe Zeit geschehen. Wenn er dann wiederkomme, solle er aber nicht erschrecken, denn sie werde ihm in ganz anderer Gestalt erscheinen.

Des andern Tags um zwölf Uhr mittags ging der Mann getrosten Muts in den Schloßhof. Da tat es abermals einen Schlag und aus demselben dunkeln Gang, woraus am vorigen Tage die weiße Frau gekommen war, schoß jetzt eine schreckliche Schlange, die einen Schlüssel im Maule trug. Darüber erschrack der Mann aber dermaßen, daß er laut aufschrie „Helf Gott!" und fortlaufen wollte. Das war aber unnötig, denn sobald er das Wort aus dem Munde hatte, tat es einen Schlag und alles war verschwunden.

Der Mann sagte seitdem oft, ihm sei nicht mehr zu helfen, er habe sein Glück verspielt. Die Jungfrau mit den Schätzen kann jetzt nicht eher erlöst werden, bis derselbe Rabe wieder eine Nuß in den Schloßhof hat fallen lassen, aus dem Baum, der aus ihr wächst, eine Wiege gemacht, in dieser ein Kind gewiegt worden ist, und dies zum Manne emporwuchs, der das Werk mit größerer *Kühnheit* vollbringt.

28. Weiße Frau im Schloß Lichtenberg.

Im Schloß Lichtenberg im Odenwald wandelt jede Nacht ein kleines weißes Frauchen herum. Sie steigt aus dem Keller herauf und durchstreicht die Zimmer, indem sie aus der Wand herauskommt, mitten durch die Stube geht und dann in die gegenüberliegende Wand hineinschlüpft. Darum wollte lange Zeit keine Magd beim Assessor dienen, der im Schlosse wohnt.

29. Das weiße Fräulein auf Breuberg.

Auf der Burg Breuberg stand eine mächtige Linde, wie man deren ja bei den meisten Burgen findet. Unter derselben erschien einst jeden Abend ein weißes Fräulein. Das war der Geist einer Tochter eines Ritters von Breuberg, welche zur Strafe dafür umgehen muß, daß sie ihr ganzes Leben nutzlos vertrauerte und Gott gänzlich vergaß, um nur an ihren Geliebten zu denken und seiner zu harren, der in einen Krieg in fremde Länder gezogen und darin umgekommen war.

30. Vom Kloster Steinbach.

Dies liegt ein paar Büchsenschuß vom Gräflich Erbachischen Schloß Fürstenau und verfällt immer mehr und mehr. In der Kirche liegen uralte Grabsteine, Wappen, alte Schlitten, Wagenräder und anderes bunt durcheinander, und nach den alten Fresken an den Wänden haben die Bauernknaben so lange mit Steinen geworfen, daß kaum mehr etwas davon übrig ist. Jetzt ist sie durch ein Tor verschlossen und selten kommt noch jemand hinein. Nachts hörte man oft dort einen feinen Gesang, wie von drei Stimmen; viele auch haben drei Gestalten gesehen, welche aus der Kirche oder dem anstoßenden Gebäude, das der Pfaffengang genannt wird, kamen, durch den umliegenden Baumgarten schwebten und verschwanden.

Ein Mann, der spät abends an der Klostermauer vorbeiging, sah eine Nonne in weißen Gewändern dastehen, die war so wunderschön, daß kein Maler etwas Schöneres malen kann.

Dieselbe Nonne erschien auch einer Frau, welche in der Nähe wohnte, aber mit ganz grauem, verwittertem Gesicht, so etwa, als ob es mit Spinngewebe überzogen gewesen wäre, und bat sie, ihr doch zu ihrer Erlösung zu verhelfen. Die Frau wollte das gern und bat die Nonne, ihr zu sagen, wie es geschehen könne. Die Nonne sprach: „Komme die Nacht zwischen elf und zwölf in den Pfaffengang, da will ich dir es sagen". Das war der Frau doch gar zu schauerlich und sie sagte: „Ich will gern kommen, aber ihr müßt mir erlauben, daß ich jemand mitbringe". Da seufzte die Nonne und erwiderte: „Das darfst du wohl, aber es darf nichts Unreines sein, sonst ist alles umsonst". Mit den Worten verschwand sie. Die Frau hielt Wort und kam zur bestimmten Stunde in Begleitung ihrer Nachbarin. Als sie auf den Hof des Klosters kamen, stand die Nonne schon in der Tür des Pfaffengangs. Da winkte die Frau der Nachbarin, etwas zurückzubleiben und ging allein auf die Nonne zu, doch da jammerte diese laut auf: „Du hast ein Unreines mitgebracht und jetzt kann ich auf lange Zeit nicht mehr erlöst werden". Zugleich war sie verschwunden. Einige Zeit nachher erfuhr die Frau, daß ihre Nachbarin in Unzucht mit einem Mann aus dem Dorfe lebe und das hatte die Erlösung gestört.

Vor ein paar Jahren sah ein Bursche die Nonne, wie sie ein Bund Schlüssel in der Hand trug und es ihm darreichte; er fürchtete sich aber und lief fort, ohne es anzunehmen.

Oft hört man nachts Lärm im Kloster, als ob alles darin untereinandergeworfen würde, findet aber rgens alles in der besten Ordnung.

Einem Mädchen in Weidengesäß erschien die Nonne dreimal um Mitternacht und versprach ihm die ewige Glückseligkeit, wenn es mit ihr ins Kloster gehen wolle. Dabei klagte sie sehr darüber, daß sie jetzt schon seit 500 Jahren zwischen Himmel und Erde schweben müsse. Das Mädchen aber schlug es ihr dreimal ab, worauf sie wehklagend verschwand.

Vorn an dem Pfaffengang nach Fürstenau zu ist ein langer Strich Gras, der im Winter keinen Schnee duldet. Als einmal ein Mann aus Steinbach sich im Sommer zwischen elf und zwölf Uhr mittags dort hinlegte, um zu schlafen, spürte er einen köstlichen Geruch, wie von gutem Wein und duftenden Kräutern.

Vor dem Tor der Klosterkirche hat einmal ein anderer Mann gegraben und stieß auf einen Hafen; als er denselben öffnete, war er voll junger Raupen. Er sah ihnen eine Weile zu, wie sie durcheinanderkrochen, dann ließ er den Hafen stehen und ging nach Hause, wo er seiner Mutter von dem Fund erzählte. Da sprach diese: „Geh rasch hin und hole sie, es ist ein Schatz und unser aller Glück". Da eilte er, was er konnte, aber als er an den Ort kam, da war von dem Hafen und den Raupen keine Spur mehr zu sehen.

31. Die Silberwäscherin zu Unterschlitz.

Am linken Fuldaufer liegt zwischen Schlitz und Hutzdorf die Schlitzer Burg. Jetzt gewahrt man kaum mehr eine Spur von ihr, denn schon um 1261 wurde sie von dem tapfern Abte Bertho II. von Leibolds zerstört, demselben, den man gewöhnlich den Abt Fingerhut nannte. Auf der Stelle, wo sie sich einst erhob, geht es um und noch heut hört man um Mitternacht die Silberwäscherin, welche zahllose silberne Teller aufeinandertürmt, bis der Schlag Eins sie von ihrer Arbeit erlöst.

Einer andern Sage zufolge schlich sich eines Abends ein Weib in die Kirche und stahl dort die heiligen Gefäße. Manche davon hatte sie schon verkauft, manche auch vergraben, als der Tod sie übereilte. Jetzt muß sie zur Strafe jede Nacht das vergrabene Gerät hervorholen und in der Fulda waschen.

32. Der Horst.

Der Horst liegt östlich von Rudingshain nach dem Geißelstein zu, nebendran heißt man's den wilden Berg. Da stand in alten Zeiten ein Raubschloß, von dem man noch Gemäuer sieht. Die Ritter, welche es bewohnten, pflegten denen eines andern Schlosses, das auf der Feldkrücker Höhe stand, Zeichen zu geben, wenn Reisende in die Nähe kamen oder es überhaupt etwas zu plündern gab; dann zogen sie gemeinschaftlich auf den Raub aus. Endlich kamen aber andere mit gewaffneter Hand über sie und zerstörten beide Schlösser.

Andre sagen, wie in uralter Zeit in dem Horst wilde Leute gelebt, die oft zu den Bauern aufs Feld kamen und ihnen arbeiten halfen. Wieder andere erzählen, zwei verwünschte Jungfrauen hätten den Horst inne; die kämen mittags den Berg herunter und wüschen in dem Wasser, welches an dessen Fuße fließt.

33. Geister auf Ulrichstein.

Ehedem sah man oft am hellen Tage einen großen weißen Mann auf Ulrichstein umhergehen, der trug ein Bund Schlüssel in der Hand, welches er den Leuten hinreichte; doch wagte keiner, dasselbe anzunehmen. Noch soll es nachts im Schlosse umgehen und viele wollen das Wimmern eines Kindes gehört haben.

34. Der weiße Mann in Herbstein.

Vor alten Zeiten kamen einmal rebellische Leute von ⸗da, um die Befestigungen von Herbstein zu zerstören.

Als nun der Anführer an die Brücke gekommen war, gab er Befehl zum Angriffe. Da erschien plötzlich ein Mann im weißen Kleide und winkte den Truppen umzukehren. Diese wurden dadurch so in Schrecken gesetzt, daß sie zum Angriffe nicht zu vermögen waren, sondern umkehrten. Also wurde Herbstein gerettet.

35. Das Felsenmeer.

Vor Zeiten, als es noch Riesen gab, wohnten ein Paar derselben in der Gegend von Reichenbach, der eine auf dem Felsberg, der andere auf dem Hohenstein. Einst hatten sie Streit miteinander bekommen und warfen sich in ihrer Wut mit ungeheuren Felsblöcken. Dazumal war der Felsberg noch ziemlich kahl, auf dem Hohenstein aber lagen Felsstücke in Menge, so daß der da wohnende Riese gegen seinen Feind im Vorteil war. Er warf auch so heftig auf ihn los, daß der Felsberger in kurzer Zeit unter den Blöcken begraben wurde. Wenn man jetzt noch hart auf den Boden des Felsbergs auftritt, dann brüllt der ungeschlachte Riese drunten.

Daher kommt es, daß es auf dem Hohenstein so kahl ist an Felsblöcken. Das einzige, was man noch daselbst sieht, ist eine Wand von des Riesen Haus.

Andere wollen dagegen, der Felsberger Riese sei Sieger geblieben und habe von vornherein einen Felsblock herübergeschleudert, dessen Wucht den andern erschlagen habe, und das sei die Felswand auf dem Hohenstein.

36. Der Riesenaltar.

Nahe der Riesensäule liegt der Riesenaltar, ein mächtiger Felsblock, an dem man vielfache Spuren von Bearbeitung sieht. Gleich der Säule soll auch er, wie schon sein Name sagt, von den Riesen herrühren. Vor dem französischen Krieg kamen die Einwohner der um-

liegenden Dörfer in den Festen bei ihm zusammen und belustigten sich mit Tanzen, Essen, Trinken und allerlei anderer Kurzweil.

Nicht weit vom Riesenaltar liegt ein anderer großer Felsen, welcher der Riesensarg heißt, und ein dritter, der die Teufelskanzel genannt wird, doch sind von ihnen keine Sagen mehr übrig.

37. Der Riesenstein.

Wenn man von Zwingenberg die alte Bergstraße entlang gegen Darmstadt zu geht, kommt man da, wo der Malchesberg (Melibokus) oder Spitzberg sich zur Seite erhebt, an einen Granitfelsen. Die Sage erzählt, ein Riese habe einst auf dem Gipfel des Malchesbergs gestanden, da wo jetzt der Turm steht, und sei willens gewesen, einen Felsen in den Rhein zu werfen. Weil er sich aber nicht in acht genommen, sei ihm der Felsen aus der Hand geglitscht und dahin gefallen, wo er jetzt noch liegt.

38. Die Riesenstange und das Riesenhaus in Worms.

Zu Worms in der Kirche zeigt man eine Stange von 66 Werkschuh lang, die ein Riese geführt haben soll, der daselbst gelebt. Auch soll daselbst noch ein altes, hohes und großes Haus zu sehen sein, mit einem weiten und hohen Tor, das Riesenhaus genannt.

39. Heinzelmännchen.

Auf einem adligen Schloß wohnte vor längerer Zeit ein Heinzelmännchen, welches ganz vertraut mit der Familie lebte. Es trug ein rotsamtnes Röckchen und Perlstiefelchen, und wo es ging und stand, da war auch Glück. Besonders zärtlich hing es an der jüngsten Tochter des ßherrn und hütete sie, wie man zu sagen pflegt, wie

seinen Augapfel, tat ihr auch alles zuliebe, was es ihr an den Augen ansah. Eines Tages kam ein junger Edelmann auf das Schloß und als er das schöne Fräulein sah, entbrannte er in Liebe zu ihr, und sie erwiderte dieselbe. Da auch die Eltern nichts dagegen hatten, so sollte die Verlobung bald folgen. Das Heinzelmännchen hatte alles das mit Unwillen gesehen und sprach nun den Eltern wie der Braut zu, das dürfe nicht sein, das Fräulein solle nicht heiraten, sondern ledig bleiben, wenn es nicht das Unglück der ganzen Familie auf seinem Gewissen haben wolle. Da wurden die Eltern wohl nachdenklich, das Fräulein aber bestand auf der Heirat und setzte seinen Willen leider durch. Von dem Augenblick an schlich Heinzelmännchen betrübt im Schloß umher, es schien ganz lebenssatt zu sein; es riet noch immer ab, warnte immer ernstlicher, aber da half alles nicht, der Hochzeitstag wurde festgesetzt. Als nun die Brautleute vor dem Altar standen und der Geistliche sie einsegnete, geschah plötzlich ein starker Schlag und vor den Altar fielen das Röckchen und die Perlstiefelchen von Heinzelmännchen nieder. Seitdem wurde es nicht mehr gesehn, aber mit ihm war auch der alte Vorsput weg und blieb weg und die Familie kam nie wieder zu rechter Blüte.

40. Der Schlapper.

In einem sehr alten Hause zu Erbach wohnte früher ein Geist, welcher Schlapper genannt wurde. Er schlappte geräuschvoll die Treppen auf und ab und klapperte an den Türschlinken. Er hat sich nie in menschlicher Gestalt gezeigt, wohl aber haben ihn die Hausbewohner zu wiederholten Malen nachts in der Küche alles durcheinanderwerfen hören (obgleich man morgens nichts außer seinem Platze fand) und in der Gestalt eines schwarzen Katers Waschschüsseln aussaufen sehen. Ein

junger Arzt, der in dem Hause wohnte und einen Fremden bei sich hatte, wachte nachts darüber auf, daß ihn dieser mehrmals bei Namen rief. Als er ihn fragte, was er wolle, erwiderte der: „Ob er denn noch nicht bald fertig mit anziehen sei?“ „Ich bin ja noch nicht aus dem Bette gekommen“, erwiderte der Arzt. Da erzählte ihm der Fremde, wie seit einer halben Stunde eine Gestalt, die er für seinen Freund gehalten, geräuschvoll in dem Zimmer auf und ab gegangen sei, so daß er nicht anders geglaubt, als daß er zu einem Kranken verlangt werde und sich im Auf- und Abgehen anziehe. Wie er seinen Freund bei Namen gerufen habe und der aufgewacht sei, wäre die Gestalt augenblicklich verschwunden.

41. Der Schloßkeller auf dem Tannenberg.

Ein Schäfer trieb eine kleine Herde eines Tags bis in die Nähe der Ruine und setzte sich, vom Steigen ermüdet, auf einige Steine, welche aus Moos und Erde hervorblickten. Da hörte er plötzlich hinter sich seinen Namen rufen, und als er umschaute, erblickte er ein altes graues Männchen, welches aus einer weitgeöffneten Kellertür trat. „Willst du nicht den Wein versuchen, der im Keller liegt?“ frug das Männchen, und der Schäfer war nicht unzufrieden damit, da die Sonne gerade recht heiß brannte und ihm die Zunge am Gaumen klebte. Er folgte dem Männchen, wenn auch mit einigem Grauen. Da kam er denn in einen ungeheueren Keller mit hohen Gewölben; zu beiden Seiten lagen Fässer, deren Dauben längst abgefault waren, der Wein lag nämlich „in seiner eignen Haut“. Das Männchen schritt von Faß zu Faß und füllte ihm aus jedem einen hohen Becher, und der Schäfer trank und trank, bis er nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand. Was da weiter

mit ihm vorgegangen, wußte er nicht. Als er aber aus seinem Rausch erwachte, fand er sich auf seinen Steinen wieder und die Sonne tief am Himmel, dem Untergang nahe. Seitdem mied er die Ruinen und hat den Ort nie wieder betreten wollen. Daß es in den Ruinen „webbert", weiß heute noch jedermann in der Gegend. Bis in die letzten Jahre hat man oft in denselben gegen Mittag ein weißes Schäfchen gesehen. Andere wollen einem großen schwarzen Hunde dort begegnet sein.

42. Das Wildefrauenhäuschen.

In der Nähe des Buchteichs zwischen Lützelbach und Neunkirchen liegt das Wildefrauenhäuschen, eine Höhle unter einem großen, weithin sichtbaren Felsen. Da wohnten noch bis vor nicht langer Zeit zwei wilde Menschen, ein Mann und ein Weib, die viele Leute kuriert haben. Als einmal der Mann gefangen wurde, rief ihm das Weib nach: „Sag alles, sag alles, nur nicht, wozu die wilden Selben (Salbei) gut sind".

43. Der wilden Frau Gestühl auf dem Hohenberg.

Im Wald auf dem Hohenberg bei Dauernheim ist „der wilden Frau Gestühl". Man nennt so eine auf der östlichen Bergseite befindliche Stelle mit einem hervorstehenden Felsblock, an welche sich mehrere abwärts umherliegende kleinere Steine ungefähr in einer Rundung anschließen. Jenes große Felsstück hat auf der oberen Fläche drei Vertiefungen zu drei Sitzen für drei Menschen und neben jedem dieser Sitze bemerkt man Eindrücke von den Ballen der Hände, dann unten an dem Felsstück Eindrücke, welche so aussehen, als ob sie von Fersen herrührten. Die kleinen Steine scheinen ebenfalls zu Sitzen gedient zu haben und heißen der Feuerherd. Die Leute sagen, mitten in der Rundung zwischen den

kleineren Steinen und dem großen Felsstück habe früher ein steinerner, aus einem Stück bestehender Tisch gestanden, welcher aber schon vor langer Zeit nach Bingenheim unter die Linden vor dem Rathause gebracht worden sei, wo man um ihn unter freiem Himmel Gericht gehalten habe. Von der wilden Frau Gestühl geht die Sage, es hätten sich hier in alter Zeit drei wilde, in Felle gekleidete Menschen aufgehalten, ein Mann, eine Frau und ein Kind, und die drei Sitze auf dem großen Felsstück seien noch Eindrücke, wo sie gesessen. Die Einwohner Dauernheims hätten aber Jagd auf diese Wilden gemacht. Der Mann sei entkommen, aber Frau und Kind seien gefangen worden. Was indessen aus diesen beiden geworden, hat die Sage nicht weiter aufbewahrt. Nach einer Mitteilung des Pfarrers M. Joh. Draudt zu Dauernheim vom Jahr 1653 wären im Sommer 1604 zu verschiedenen Malen bei hellem Tage an der wilden Frau Gestühl drei weiße Gestalten gesehen worden.

44. Der wilden Frau Gestühl.

In Dauernheim geht die Sage, es habe ein Mann, der spät abends nach Hause gegangen, in der Nähe der Sommerlache einen lieblichen dreistimmigen Frauengesang vernommen, der etwas so Lockendes gehabt, daß er ihm gerne nachgegangen wäre. Aber allein habe er das nicht gewagt, und es habe ihn seine Angst davon abgehalten. Der Gesang habe übrigens in seiner Nähe fortgedauert, bis er jenseits der Bruchbrücke gekommen sei, da habe er ihn nicht mehr gehört.

45. Der Wildeweibchenstein.

Nicht weit vom Rodenstein, mitten im Walde liegt der sogenannte Wildeweibchenstein, eine an einem Berghang aus gewaltigen Granitblöcken aufgetürmte Felsen-

masse. Auf einem der obersten Steine bemerkt man ein roh eingehauenes Kreuz, und in der Mitte geht ein Spalt hinab, welcher den Eingang zu einer Höhle gebildet haben soll.

In dieser Höhle wohnten vorzeiten zwei wilde Weibchen. Das eine derselben war sehr schön, so daß ein Jäger um seine Liebe warb. Bald schenkte es ihm ein gar holdseliges Knäbchen, aber da war — man weiß, wie so Jäger sind — des Jägers Liebe alle und er kümmerte sich lange Jahre nicht mehr um das wilde Weibchen und vergaß es endlich ganz. Eines Tages kam er auf der Jagd an den Stein, und da er müde von der Jagd war, legte er sich darauf nieder, um auszuruhen und ließ ein Bein an dem Felsen herunterhangen. Indem kam das Knäbchen dahergesprungen. Er erkannte es natürlich nicht, wollte aber sehen, was das Kind da mache, denn er hatte seine Freude an ihm und dachte, wie es dahinkomme und wem es gehöre. Damit es aber ganz ungestört sei, drückte er seine Augen halb zu, als ob er schliefe. Ein Weilchen drauf kam auch das Wildeweibchen und rief dem Knäbchen zu: „Kind, hebe deinem Vater sein Bein auf!" Da erwachte plötzlich seine alte Liebe von neuem, er sprang auf und drückte das wilde Weibchen an sein Herz, blieb ihm auch von da an treu zugetan.

Die beiden Wildeweibchen sollen allerlei prophezeit und besonders mehrere Male geäußert haben: „Wenn die Bauern wüßten, zu was die wilden weißen Haiden und die wilden weißen Selben (Salbei) gut sind, dann könnten sie mit silbernen Karsten hacken". Einmal wurde eins von den Bauern gefangen, da rief ihm das andere nach, es solle nur ja nicht sagen, wozu die wilden weißen Haiden und die wilden weißen Selben gut seien.

Unweit des Wildeweibchensteins liegt die sogenannte Freiheit, ein aus einigen Gebäuden bestehendes, ehemaliges freies Reichshaus, wie die Bauern melden. Da wurde vor langer Zeit einmal eine Hochzeit gehalten, auf der die wilden Weibchen erschienen, die Brautleute beschenkten und tanzten.

46. Alraun.

In der alten hessischen Familie der Freiherren von Riedesel bewahrte man sonst (und vielleicht auch noch jetzt) eine Puppe, welche in einem gläsernen Kästchen lag, und die man jeden Tag aufmerksam beobachtete. Was nämlich irgendeinem Mitglied der Familie geschah, das ereignete sich, wenn nicht vorher, doch zu gleicher Zeit mit der Puppe. Wenn z. B. eins stürzte und einen Arm oder ein Bein brach, so lag die Puppe mit demselben gebrochenen Glied da, wenn eins sterben sollte, so wurde sie blaß und bekam eine vollständige Totenfarbe.

47. Alb erwischt.

Ein Arbeitsmann hatte nachts keine Ruhe vor dem Alb, war des endlich müde und nahm sich vor, wenn er wieder käme, dann wolle er ihn packen, um zu sehen, wer ihm den Tort antue. In der folgenden Nacht kam der Alb nach gewohnter Weise, ihn zu plagen; er aber faßte schnell seine Decke zusammen, holte sein Licht, welches er schon bereitgestellt hatte und öffnete vorsichtig die Decke, und was fand er? Einen Pantoffel. „Gut“, sprach er, „du sollst mich nicht wieder pantoffeln“, nahm Hammer und Nägel und nagelte den Pantoffel an die Tür, und als er morgens aufstand, was fand er? — Seine Frau, die mit einem Ohr an der Tür festgenagelt hing. Da wußte er, wo der Has im Pfeffer lag.

48. Das weiße Mäuschen.

Ein junger Mensch in Hirschhorn wurde allnächtlich vom Alb heimgesucht. Seine Mutter konnte das zuletzt nicht mehr ansehen und suchte Rat dagegen, den sie auch bald fand. Sie verabredete sich mit ihrem Sohn, er solle ihr ein Zeichen geben, wenn er des Albs Ankunft gewahre, breitete, als er abends im Bette lag, ein weißes Tuch über ihn und hielt sich in der Nähe. Es dauerte nicht lange, so schlüpfte der Alb durch das Schlüsselloch herein, der Sohn gab das Zeichen und war im selben Augenblick auch schon seiner unmächtig, fing an zu seufzen und zu wimmern. Da sprang die Mutter hinzu, schlug rasch die vier Zipfel des weißen Tuches zusammen und legte es in eine Schublade der Kommode; den Schlüssel ließ sie stecken. Zugleich atmete ihr Sohn tief auf, als ob eine zentnerschwere Last von seiner Brust genommen sei; daraus ersahen sie, daß es ihnen geglückt war, den Alb zu fangen.

In derselben Stunde aber starb in Erbach plötzlich ein Mädchen, ohne daß man wußte, was für eine Krankheit es gehabt haben könne. Es ward gekleidet und auf die Bahre gelegt und sollte begraben werden. Da traf sich's, daß der Bursche in Hirschhorn, der schon zwei Nächte vom Alb freigeblieben war, am dritten Tage zufällig den Schlüssel von der Schublade abzog, worin das Tuch lag. Sogleich schlüpfte ein weißes Mäuschen aus dem Schlüsselloch und lief zur Tür hinaus. Zur selben Stunde wollte man den Sarg des Mädchens in Erbach schließen, da fuhr ein weißes Mäuschen zur Tür herein und in den Mund der Toten, welche alsbald die Augen weit öffnete und nicht wenig erstaunt war, sich im Sarge zu finden.

49. Der Alb aus der Fremde.

In Oberhessen war ein Bursch, der jede Nacht so gedrückt wurde, daß er ganz dahinschwand. Sein Vater

beschloß, den Alb zu fangen. Er schnitzte einen hölzernen Pfropf, der genau auf das Schlüsselloch paßte, durch welches der Bursch schon mehrmals ein Ding wie ein Mäuslein hatte hereinschlüpfen sehen. Die Nacht schlief er neben seinem Sohn, und als der wieder zu ächzen und zu stöhnen anfing, sprang er rasch aus dem Bett und verschloß das Schlüsselloch. Als es hell wurde, sahen sie, was sie gefangen hatten, es war ein nacktes Mägdlein, so wunderschön und lieblich, wie sie noch keines gesehen. Sie weinte sehr und wußte nicht, wie sie hierher gekommen, so weit weg von Haus. Der Bursch aber ließ ihr schöne Kleider machen und nahm sie zum Weibe.

Als er nun über ein Jahr lang glücklich mit ihr gelebt und ein Kind von ihr bekommen hatte, drang sie eines Tages gar sehr in ihren Mann, er möge doch den Pfropf aus dem Schlüsselloch nehmen. Er tat es — und verschwunden war sie.

Nach drei Jahren, als er längst alle Hoffnung aufgegeben hatte, sein Weib wieder zu sehen, kam eines Tages ein prächtiger, mit sechs Rappen bespannter Wagen zum Dorf hereingefahren und hielt vor dem Hause des verlassenen Ehemanns. Zwei Bediente in stolzer Livree rissen den Schlag auf, und heraus stieg eine wunderschöne Dame, welche dem Bauern um den Hals fiel und ihn als ihren Gemahl begrüßte.

Damals, als er das Schlüsselloch öffnete, war sie nach Haus geeilt und kam jetzt zurück, um ihn und ihr Kind abzuholen und zwar sechshundert Stunden weit fort in ihre Heimat. Das ist vor hundert Jahren geschehen.

50. Ertappte Hexe.

In Niedernhausen war ein Mädchen, von dem glaubte man schon lang, daß sie eine Hexe sei und als Alb die Leute und das Vieh quäle; man konnte ihr aber nichts beweisen.

Eines Abends in der Spinnstube saß sie wieder, wie schon öfters, fest eingeschlafen auf ihrem Stuhle und regte sich nicht. Da fiel es einem der Burschen ein, das offenstehende Schubfenster zuzumachen. Nach einer Weile kam plötzlich eine Katze ans Fenster und wollte, da sie dasselbe geschlossen fand, durch eine zerbrochene Scheibe hereinschlüpfen, die Burschen aber warfen sie hinab. Als nun das Mädchen gar nicht aufwachen wollte, stieß sie einer mit der Hand an. Sie fiel wie tot vom Stuhle herab und aus ihren Kleidern heraus, also daß sie nackt dalag und liegen blieb, bis die Katze den Weg ins Zimmer gefunden hatte. Da verschwand das Tier, zugleich erwachte das Mädchen, so daß es jeder klar und deutlich sehen konnte, daß sie eine Hexe war.

51. Fahrt durch die Luft.

Landgraf Ludwig IX. von Hessen hielt bekanntlich seine Grenadiere sehr streng und da gab's wenig oder gar keinen Urlaub. Als er einmal in Pirmasens war, kam einer der Grenadiere namens Schubkehl zu ihm und bat, der Landgraf möge ihm doch erlauben, einmal nach Gersbach zu gehen, wo sein Schatz wohne, er komme am folgenden Morgen wieder. Der Landgraf war gerade guter Laune und willigte ein. Der Schubkehl marschiert fröhlichen Muts die Straße daher und singt sein Stückchen, da hört er plötzlich einen Wagen hinter sich herrollen; es war das aber am letzten Tag April. Er dreht sich um und sieht zwei feine Herren in dem Wagen sitzen. Als sie näher kommen, fragen sie ihn: „Wohin des Wegs, guter Freund?" — „Nach Gersbach, mit Verlaub", antwortet er. „Dann braucht ihr eure Beine nicht weiterzuquälen", sagen die Herren, „wir fahren auch über Gersbach; wenn ihr wollt, könnt

ihr einsteigen." Das ließ Schubkehl sich nicht zweimal sagen; er dankte für die Ehre und sprang mit einem Satz in den Wagen. „Nun weiter, Kutscher, und laß die Pferde einmal laufen!" riefen die Herren, und da fuhr der Wagen, daß es ordentlich pfiff und fuhr immer schneller und schneller und endlich so schnell, daß dem braven Schubkehl Hören und Sehen fast verging; der Wagen hielt auch nicht an, obgleich er den Weg nach Gersbach wohl zehnmal hätte machen können. Als Schubkehl sich aber einmal herausbog, um zu sehen, wo er denn eigentlich wäre, da sah er, daß der Wagen hoch durch die Luft flog über Dörfer und Kirchturmspitzen weg. „Ach Herr und Gott, wo sind wir!" rief er, aber in demselben Augenblick hörte er ein höllisches Gelächter, dann fuhren Baumzweige um seine Ohren und plumps lag er mitten in einem Walde. Er schaute sich erstaunt um, rieb seine Arme und Beine, die ihn nicht wenig schmerzten und versuchte, ob er noch gehen könne. Das gelang ihm mit schwerer Mühe, und so schleppte er sich durch den Wald, bis er aufs freie Feld kam; da hütete ein Schäfer die Schafe. Er bot ihm die Zeit und fragte: „Guter Freund, wie weit habe ich bis Pirmasens?" „Pirmasens?" fragte der Schäfer, „den Namen habe ich noch nicht nennen hören. Geht einmal in das Dorf drüben zum Herrn Pfarrer, der weiß vielleicht, wo der Ort liegt." Das tat Schubkehl und hörte von dem Pfarrer, daß Pirmasens vierzig Stunden von da entfernt sei. Da sah er wohl, mit welchem Fuhrwerk er gefahren, und daß er auf geradem Weg zum Hexentanz in der Walbernacht gewesen war. Der Landgraf fuhr ihn anfangs zwar hart an, wo er so lang geblieben sei, aber als Schubkehl ihm alles erzählte, verzieh er ihm, weil der arme Teufel soviel Angst ausgestanden hatte.

52 Des Teufels Taktschlag.

In Schönberg lebte noch vor wenigen Jahren eine Frau, welche im Geruch der Hexerei stand. Sie hatte drei dicke Knollen auf dem Kopf. Als sie nämlich einmal dem Hexentanz beiwohnte, da verfehlte sie den Takt und dafür taktierte ihr der Teufel auf dem Kopf; von den Schlägen rührten die Knollen her.

53. Hexe erkannt.

Ein Küfergeselle ging auf die Arbeit zu einer alten Meisterin in Bindsachsen. Als er abends fortging, fragte ihn die Frau, ob er sich nicht fürchte, so allein nach Hause zu gehen. „Nein", sagte er. Als er nun auf dem Heimweg nach seinem Ort durch die Wiesen ging, machte sich eine große Katze zu ihm und lief beständig neben ihm her. Er aber kümmerte sich nichts darum. Als er des andern Abends fortging und ihn die Wirtin wieder fragte, ob er sich nicht fürchte? sagte er, es käme wohl eine Katze zu ihm, er fürchte sich aber vor dem dummen Tier nicht. Wie er nun in die Wiesen kam, war auch die Katze wieder da, und diesmal ging sie auf ihn ein und wollte auf ihn los springen. Da schlug er ihr mit der Reifzange das linke Vorderbein entzwei, daß sie schreiend entfloh. Des andern Tags lag die Meisterin im Bette, der Geselle zog ihr die Decke weg und sah, daß ihr linker Arm zerbrochen war. So kam es an das Tageslicht, daß die Frau eine Hexe war.

54. Hexe gezeichnet.

In einem Städtchen im Odenwalde hatten einmal ein paar Bauern eine Hexe in einem Sack gefangen. Sie nahmen nun ihre Dreschflegel zur Hand und schlugen so lange darauf, bis der Sack, der anfangs leer zu sein

schien, ganz dick und voll wurde. Zuletzt, als man das Gesicht der Hexe mit der Hand fühlen konnte, meinte einer der Bauern, man solle sie doch nicht ungezeichnet entwischen lassen und stach sie mit einer Gabel zwischen Mund und Nase. Als die Bauern den Sack aufmachten, war er auf einmal wieder leer, aber eine Frau im Ort ging lang mit verbundenem Munde herum und war als eine Hexe gezeichnet für ihr Lebtag.

55. Der blaue Gickel bringt's Essen.

Es wohnte vorzeiten in Gelnhaar ein Assessor, der hatte eine Frau, welcher man nicht recht trauen konnte. Das Essen, welches sie den Dienstboten gab, schmeckte stets sonderbar. Sie hatte wohl eine Köchin, doch überließ sie ihr nie die Küche, sondern schickte sie immer unter irgendeinem Vorwande weg, wenn vormittags die Zeit heranrückte, wo das Essen gekocht werden sollte. Das hatten sich die Dienstboten gemerkt und waren neugierig geworden, gaben von da an auf alles genau acht, was zu der Zeit um das Haus herum vorging. So standen sie eines Abends am Brunnen und da sahen sie, wie der Teufel in Gestalt eines feurigen Wiesbaums durch die Luft daherzog und als blauer Gickel auf das Dach niedersaß, worauf er durch den Schornstein in das Haus hinabfuhr. Sie bohrten heimlich ein Loch in die Wand der Speisekammer, und als der Teufel in der andern Nacht wiederkam, legten sie sich an das Loch und sahen Butter und frische Käsematten in Schüsseln auf dem Tische stehen, welche der Teufel eben gebracht hatte. Sie hätten nun der Assessorin einen argen Streich spielen können, denn, wenn sie vier Klumpen Teig genommen und „Das Blut Jesu Christi" daraufgeschrieben hätten, dann würde der Teufel nicht aus dem

Hause weggekonnt haben, ohne das Dach mitzunehmen; aber das taten sie nicht, sondern nahmen kurz und gut alle ihren Abschied und wollten nicht länger im Hause dienen.

56. Halb Part.

Ein Mädchen aus Gelnhaar ging abends spät aus der Spinnstube nach Hause und sah, wie der Teufel in Gestalt eines feurigen Wiesbaums durch die Luft und auf das nächste Dorf zu fuhr. Das Mädchen kannte wohl das Sprüchlein: Dem einen nimmt er's, dem andern bringt er's, und wußte, daß er eben einer Hexe anderswo genommen Gut zutrage, darum rief es laut: „Halb Part! Halb Part!" Im selben Augenblick fiel ihr ein Klumpen Käsematten auf Hand und Spinnrad. Die Hand aber war wie verbrannt und blieb ihr zeitlebens gelähmt, das Rad war schwarz wie Kohlen und fiel ihr zu Haus in Stücke.

57. Das Hexenbuch in Reichelsheim.

Eine Frau in Reichelsheim hatte nur eine Geis, aber trotzdem stets eine erstaunliche Menge Butter. Ihr Mann konnte nicht begreifen, woher die Butter komme, er paßte ihr auf und sah, daß sie den Butterstempel mit Salbe bestrich. Da stahl er ihr die Salbe, aber im selben Augenblick stand der Böse vor ihm, legte ihm ein Buch vor und sprach: „Hast du vor, meine Kunst zu brauchen, dann sollst du auch unterschreiben". Der Bauer erschrak anfangs, doch faßte er sich gleich und sprach: „Ei, von Herzen gern, nur habe ich im Augenblick keine Feder zur Hand; laß mir das Buch hier bis morgen, ich tue es dann nach meiner Bequemlichkeit". „Gut", sprach der Böse, „ich komme morgen wieder." Als der Teufel kaum fort war, nahm der Bauer das Buch, ging

damit zum Pfarrer und fragte ihn, was zu machen sei. „Ritze die Haut an deinem Arm", sprach der Pfarrer, „und schreib vorn ins Buch: Das rosenfarbene Blut Jesu Christi usw." Das tat der Bauer, und als der Teufel am andern Tag wiederkam, bot der Mann ihm das Buch dar mit den Worten: „Ich hab' mit meinem Blut hineingeschrieben". „Sehr schön", sagte der Teufel und griff nach dem Buch, zuckte aber gleich mit der Hand zurück, als ob er sich schrecklich verbrannt habe und fuhr durch das Fenster heulend davon. Dies Buch war vor zwanzig Jahren noch auf dem Amthaus zu Reichelsheim zu sehen, und es ist erstaunlich, was für hohe Potentaten und vornehme Herren und Frauen darin eingeschrieben gewesen.

58. Die Knodener Kunst.

Allbekannt und weitberühmt war die Kunst der Bewohner des Dörfchens Knoden im Odenwald, welche unter anderem das Festmachen aus dem Grunde verstanden. Das zeigten sie schon im dreißigjährigen Krieg an einem Trupp fremden Kriegsvolks, der von ihnen erst festgezaubert und dann Mann für Mann totgeschossen wurde. Einen Offizier dabei, welcher hieb- und schußfest war, schlugen sie mit Stöcken tot und steckten dann seinen Kopf unter eine Brücke, an der von dem Tage an der Geist des Erschlagenen spukte.

In den jüngsten Kriegszeiten wollte ein Trupp französischer Reiter das Örtchen plündern, da wurden sie von einem Knodener, namens Rettig, so festgebannt, daß sie einen ganzen Tag lang im ärgsten Regen stillhalten mußten und sich nicht regen konnten. Als sie am Abend der Rettig wieder losband, machten sie, daß sie fortkamen. Ein Hauptherenmeister in Knoden war der Bitsch-Nickel. Zu dem sagte eines Tags der Pfarrer:

„Hört mich, Bitsch-Nickel, ich bitte Euch um Eurer Seele willen, lasset doch ab von Eurem höllischen Treiben!" Der Bitsch-Nickel aber erwiderte, die Zauberei säße in der Maus seiner Hand und wäre nicht mehr herauszuschaffen. Weil er nun ein schöner, großer Bursch war, wurde er von den Preußen um teures Handgeld angeworben und in eine Festung unter die Garnison gesteckt. Als es ihm nicht mehr gefiel, desertierte er eines Abends. Der Kommandant aber, der auch etwas von der Zauberei verstand, tat es ihm an, daß er nicht fortkonnte. Nachdem er die ganze Nacht gelaufen, stand er morgens früh wieder vor der Festung. Er verkroch sich den Tag über unter einem Faschinenhaufen. Die zweite Nacht ging es ihm wieder so, in der dritten aber siegte seine Zauberei und er kam nach Knoden. Die Preußen schickten ihm einen Korporal mit sechs Mann nach, die baten den Grafen von Schönberg um die Erlaubnis, den Deserteur einzufangen. Der Graf ließ ihn zu sich kommen, hielt ihm sein Vergehen vor, sagte aber, er wolle die Preußen zurückschicken. „Laßt sie nur kommen, Herr Graf!" sprach der Bitsch-Nickel, und als sie den Abend wirklich kamen und ihn aus dem Bette holten, steckte er sich seine Pfeife an und ging mit nach dem Tal hinunter, bis sie an den großen Felsen kamen, den man den Hochstein nennt. Da sagte er ganz ruhig: „So, jetzt hab' ich euch weit genug begleitet, ihr könnt hingehen, wo ihr hergekommen seid, ich aber will wieder heim ins Bett". Somit kehrte er um, die Preußen aber mußten immer fortmarschieren und konnten nicht einmal den Kopf nach ihm umwenden.

Ein anderer Bauersmann zu Knoden hatte ein Buch von der Knodener Kunst in der Stube auf dem Kammbrett liegen. Als er eines Tags im Felde war, kam ein Fremder in das Zimmer, nahm das Buch herunter und

fing an, darin zu lesen. Da kamen eine große Menge Raben geflogen, einer nach dem andern zum Fenster herein, bis die ganze Stube voll war. Als aber der Bauer vom Felde aus die vielen Raben nach Hause fliegen sah, sprang er schnell nach Haus, und hier sah er nun, was er angerichtet hatte. Rasch eilte er hinauf auf den Speicher, holte einen Kumpf Erbsen herunter und streuete sie unter die Vögel. Dann nahm er dem andern das Buch aus der Hand und fing an, alles, was derselbe gelesen, wieder rückwärts zu lesen; da flog ein Rabe nach dem andern hinaus, bis alle fort waren.

Die Knodener Kunst soll hauptsächlich aus dem 6. und 7. Buch Mosis herstammen.

59. Das Zauberhorn.

Es war einmal ein Landgraf von Hessen, der hatte einen Diener, der hieß Johann und verstand sich auf feine Künste, besonders was die Jagd betrifft. Er besaß nämlich ein wunderbares Horn, und wenn der Landgraf irgendein Wild schießen wollte, so brauchte er nur zu sagen: „Johann, blas das Horn", und hatte nicht einmal nötig, das Wild zu nennen. Sobald Johann blies, kam das Tier, welches der Landgraf sich wünschte, und lief ihm in den Schuß.

60. Des Teufels Fuß.

Bei den Schmitts-Äckern zwischen Döllbach und Motten steht ein Kreuz von Stein, an dem man den Eindruck eines Pferdefußes sieht. In der Nähe dieses Kreuzes erwartete einst ein Mädchen seinen Geliebten und sehnte sich wohl allzusehr nach ihm, so daß sein Herz der Sünde nahe war. Da trat plötzlich eine Gestalt, wie die ihres Liebsten, der ein Jägerbursch war,

aus dem Wald und kam querfeldein auf sie zu. Mit freudiger Hast eilte sie ihm entgegen, und reichte ihm die Hand, doch da faßte der Jäger sie stürmisch an und wollte sie zu seinem Willen zwingen. Sie rang sich sträubend, bis sie an das Kreuz kam, da rief sie jammernd: „Jesus, Maria, Joseph, steht mir bei!“ Sogleich fühlte sie sich frei, sie hörte nur noch, wie der Jäger wild mit dem Fuß auf den Stein stampfte, dann sank sie ohnmächtig hin. Als sie wieder zu sich kam, sah sie den Eindruck im Stein und erkannte, in welcher Gefahr sie durch den Bösen gewesen war, den ihr Ruf verscheucht hatte.

61. Wie einmal der Teufel von einem Hessen geprellt wurde.

Ein Mann, dem es schlecht ging, schlich trübselig durch den Wald und dachte mehr ans Sterben als ans Leben. Da trat ein grüner Jäger auf ihn zu und fragte ihn, was ihm fehle. „Mein Haus und Hof ist abgebrannt“, antwortete der Mann, „und ich kann sie nicht wieder aufbauen, denn ich habe kein Geld und ohne Geld arbeitet keiner für mich. Meine Äcker müssen gepflügt und geeggt und gesäet werden und alle meine Knechte haben mich verlassen.“ „Wenn's nur das ist“, sprach der Jäger, „dem kann abgeholfen werden. Ich will dir dienen, wenn du mir nur immer Arbeit gibst, hast du aber keine für mich, dann bist du mein. Willst du das?“ Der Mann dachte: „Arbeit will ich schon immer für dich haben, daran soll es nicht fehlen“, und ging den Vertrag ein. Das erste, was er dem Fremden, der niemand als der böse Feind war, zu bauen aufgab, war natürlich das abgebrannte Haus, aber das machte demselben nicht lange Arbeit, es stand schon am folgenden Morgen da. „Nun ackere und egge meine Äcker“, sagte

der Mann, dem schon ein bißchen schwül wurde, und am folgenden Morgen war alles Land in der schönsten Ordnung, und der Böse sagte lachend: „Wo ist mehr Arbeit?" „Baue mir eine Straße bis zur Stadt", sagte der Mann, dem der Angstschweiß in dicken Tropfen auf die Stirn trat, denn er sah wohl ein, wie leichtsinnig er gehandelt hatte, schlich auch den ganzen Tag trüb und finster umher. Das sah seine Frau und fragte ihn, was ihm denn jetzt noch fehle, da er ja alles schöner besitze als vor seinem Unglück. Er wollte anfangs nicht mit der Sprache heraus, endlich sagte er ihr alles und verschwieg ihr nicht, daß er nicht manchen Tag mehr zu leben habe, weil der Böse alle aufgetragene Arbeit so gar schnell fertig bringe. Da lachte sie, sprach, da sei leicht zu helfen und gab ihm einen so guten Rat, daß er wieder ganz heiter wurde.

Am folgenden Morgen kam der Böse wieder und fragte hohnlachend: „Wo ist mehr Arbeit?" „Komm mit mir", sprach der Mann und ging mit ihm auf einen Sandbuckel, nahe bei seinem Hause: „Das Seil am Brunnen ist faul", sprach er dort, „drehe mir aus dem Sand ein Seil, welches meinen Kindeskindern noch aushält." „Das hat dir ein anderer geraten, der klüger ist als du", rief der Böse wütend und verschwand, während der Bauer ihn herzlich auslachte.

62. Die schlechten Gemeinderäte.

Vor hundert Jahren hatten die Gemeinden Reichenbach und Bensheim einen Prozeß über eine schöne Waldung, die mitten zwischen den Gemarkungen beider Orte lag. Nachdem der Streit lange Jahre gedauert hatte, und beide Teile es endlich müde waren, die Advokaten mit ihrem Schweiße zu mästen, kam man dahin überein, daß die Sache auf dem Rathaus zu Bensheim

durch den schiedsrichterlichen Spruch von zwölf, von beiden Parteien dazu erwählten Männern geschlichtet werden solle. Von den Reichenbachern wurden sechs Gemeinderäte erwählt, welche das Interesse ihrer Mitbürger aufs beste zu vertreten gelobten. Als aber die Herren zu Bensheim auf dem Rathaus ankamen, hatten die klugen Bensheimer ein Fäßlein ihres besten Weines als Frühtrunk bereitgestellt und tranken nun ihren Gegnern so lange daraus zu, bis dieselben von dem Recht ihrer Wirte ganz durchdrungen waren und den Wald durch feierlichen Spruch Bensheim zusprachen.

So waren die Reichenbacher schändlich betrogen, die falschen Gemeinderäte aber haben bis auf den heutigen Tag keine Ruhe. Auf Advent steigen sie aus ihren Gräbern heraus und tanzen in dem Walde umher, der durch ihre Schuld jetzt zu der Bensheimer Gemarkung gehört. Oft auch sind sie als sechs Irrwische bis in die Straßen von Reichenbach gekommen, sind vor den Fenstern der Leute herumgetanzt und haben sich gebalgt, daß die roten Funken davongefahren sind.

63. Das jammernde Irrlicht.

Ein Jägerbursche sah jeden Abend, wenn er nach Hause ging, ein Irrlicht, das folgte ihm auf seinem ganzen Weg und flehte mit jammernder Stimme um Erbarmung, weil er zu seiner Erlösung ausersehen sei. Aber der Jäger war ein rauher Geselle und achtete nicht nur nicht auf das Flehen des Geistes, sondern verspottete und verhöhnte ihn noch gar. An einem recht kalten und dunkeln Winterabend bat der Geist ihn dringender und flehender als je vorher. Zürnend über das Klagen und fortgesetzte Jammern griff der Jäger zur Büchse, spannte den Hahn, und ein Schuß knallte durch die Nacht; zugleich aber erscholl, den Schuß über-

tönend, ein furchtbarer Klageruf, und das Irrlicht war verschwunden. Den Jäger ergriff ein eiskalter Schauer, er eilte nach Hause, wie gepeitscht von unsichtbaren Händen, matt und kraftlos kam er an und warf sich auf sein Bett. Am folgenden Morgen fand man ihn kalt und tot.

64. Die letzten Augenblicke.

Wo in den letzten Augenblicken eines Menschen Gedanken sind, da ist auch sein Geist sichtbar und tätig. In Jugenheim lag ein Mann am Sterben und hatte große Sehnsucht, seine Schwäger noch einmal zu sehen. Da bemerkte man, wie er plötzlich mit einer Hand dreimal heftig auf die Bettdecke schlug; das wiederholte er dreimal. Wenige Minuten nachher traten die beiden Schwäger in das Zimmer und erzählten, sie hätten dreimal drei Schläge an ihrer Haustür gehört, da sei einer von ihnen an das Fenster gegangen, um nachzusehen, wer da sein könne. Aber sogleich sei er totenbleich zurückgefahren, denn er habe den Mann geradeso an der Tür stehen sehen, wie er im Bette liege. Da reichte der Kranke ihnen die Hand und sank tot auf sein Kissen zurück.

65. Die ausgerissenen Haare.

Es war einmal ein Mann, der lebte in Unfrieden mit seiner Frau und schlug sie und riß sie an den Haaren herum. Sie aber sammelte sorgfältig alle Haare, die er ihr ausriß. Als der Mann gestorben war, sprach sie: „Weil du mich so mißhandelt hast, sollst du im Grab keine Ruhe haben" und legte ihm die Haare in den Sarg, unter seinen Kopf. Als er aber begraben war, gab es einen solchen Lärm in dem Grab, daß man ihn wieder ausgrub und öffnete. Da sah man, daß der Tote sich herumgedreht hatte und auf dem Gesicht lag und tat die Haare heraus, auf daß er Ruhe hätte.

66. Die Nonne von Lich.

In Lich, einem Städtchen unfern Gießen, ward schon gar oft eine gespenstige Nonne gesehen.

In dem nahen Nonnenkloster war einst eine blutjunge und gar schöne Schwester, die sich einer verbotenen Liebe hingab. Als sie nun nächtlicherweile ein Kindlein gebar, trug sie es in ihrer Angst hinab nach Lich und warf es in einen tiefen Ziehbrunnen. Noch jetzt hat sie deshalb keine Ruhe; sie muß jede Mitternacht an dem Brunnen stehen und sich so lang hinunterlehnen und in die Tiefe schauen, bis das tote Kind unten auf dem Wasser schwimmt. Dann winkt sie hinunter und streckt die Arme vergebens danach aus, bis sie mit dem Schlage Eins verschwindet.

67. Die Nonnen in Jugenheim.

Auf dem Heiligenberg bei Jugenheim sieht man noch die Ruinen eines vormaligen Nonnenklosters. Da erscheint in gewissen Nächten ein großer Zug von Nonnen, welche mit Kerzen in den Händen und unter frommen Gesängen den Berg umwallen.

Von dem Kloster führte ein unterirdischer Gang ins Dorf. Da, wo derselbe mündet, ist oftmals ein großer Hund gesehen worden.

68. Das Niesen im Wald.

Zwischen der Papiermühle und Darmstadt im Wald stand vorzeiten ein verlassenes Hirtenhäuschen, darin hörte man es immer niesen. Nun lebten in der Nähe drei Bauernmädchen, das waren Schwestern, die hätten gern gewußt, was das zu bedeuten habe. Sie kamen überein, eine nach der andern an dem Häuschen zu horchen und die Älteste mußte voran. Als sie aber dastand und es nieste und wieder nieste, da schlug ihr die

Angst ein und sie lief fort, so schnell sie konnte. Mit der Jüngsten ging es nicht besser. Da war die Reihe an der Mittelsten, und als diese es hörte, sprach sie laut: „Helf dir Gott!" Da antwortete es aus dem Häuschen: „Helf dir Gott!" Sie sprach: „Dann ist uns beiden geholfen!" Seitdem war der Geist erlöst und hat das Niesen aufgehört.

69. Der Geist mit den Kegeln.

In einem Hause in Steinbach war eine Frau gestorben und ging um, ohne Zweifel, weil sie in ihrem Leben nicht so gehandelt hatte, wie sie hätte handeln sollen. Sie erschien in der Nacht wie ein wandelndes Licht und warf alles im Hause durcheinander; so schien es wenigstens, denn am Morgen fand man alles, wie es am Abend gestanden und gelegen hatte. Um des Spuks los zu werden, hatte man alles versucht, aber nichts wollte helfen. Endlich gelang es zwei Pfarrern, den Geist zu bannen: sie fingen ihn zwischen elf und zwölf und führten ihn in Gestalt einer Ziege weg nach dem Altrhein zu. Dahin muß der Besitzer des Hauses ihm jedes Jahr ein Spiel Kegel und zwei Kugeln liefern, womit der Geist spielt. Würde das einmal versäumt und verstriche auch nur eine Minute über die bestimmte Zeit, dann käme er zurück und der Lärm wäre ärger als zuvor.

70. Das schwere Laub.

Eine alte Frau ging in den Wald bei Alsbach, wo man es im Rabenloch heißt, um Laub zu lesen. Während sie damit beschäftigt war, kam ein Mann zu ihr, den sie nie gesehen, fragte sie dies und jenes und lachte immer dazu, wenn sie ihm antwortete, bis sie ihm endlich keine Antwort mehr gab; da war er plötzlich verschwunden. Als sie nun das Laub zusammengebunden

und auf den Kopf geladen hatte, um es nach Haus zu tragen, wurde es ihr mit jedem Schritt, den sie tat, schwerer, so daß sie zuletzt kaum mehr fortkonnte, den Bündel hinwarf und sprach: „Entweder ist das Laub nasser, als ich geglaubt, oder es liegt ein Stein im Bund". Sie löste die Knoten, um das nasse Laub auszulesen, da siehe, sprang ein Klotz heraus, der rollte den Berg hinab, ehe sie sich's versah, und stand am Fuß desselben als ein schmucker Jäger lachend wieder auf. Da merkte sie erst, daß ein Geist ihr einen Streich gespielt hatte, schürzte die Knoten wieder und trug das nun leichte Bund so rasch nach Haus, als es ihre alten Beine erlaubten, denn jetzt wurde es ihr doch ängstlich in dem stillen, einsamen Wald.

Einige sagen, der Geist sei ein Jäger aus Lorsch, der da umgehen müsse, und erscheine oft auch als dreibeiniger Hase.

71. Koberstadt.

Auf der Koberstadt stand in uralten Zeiten eine große Stadt, worin ein heidnischer König regierte. Eines Tags ging diese Stadt mit ihren Bewohnern unter. Der König aber wandert noch stets in Gestalt eines Hirsches in der Gegend umher und bringt die Leute, welche sich verspäten, vom rechten Wege ab.

72. Der Dappo.

In Schotten und der Umgegend herrscht der Glaube, daß, wenn jemand etwas Böses begangen hat, in mitternächtiger Stunde der Dappo kommt und ihn dafür straft.

73. Vom Reichelsheimer Schlößchen.

Zu verschiedenen Malen hörte der auf dem Reichelsheimer Schlößchen wohnende Verwalter zu nächtlicher

Weile ein gewaltiges Getös auf dem Fruchtspeicher, gerade als wenn ein Wagen mit Korn darauf herumgefahren würde; zu anderer Zeit gab es in dem Keller einen großen Lärm, wie wenn ein Küfer an den Fässern klopfte, nie aber war ein sichtbarer Urheber des Unfugs zu entdecken.

In einer mondhellen Nacht stand der Verwalter in dem Obstgarten hinter dem Schlößchen auf der Lauer, um einen Äpfeldieb zu erwischen, da sah er plötzlich oben in einem Fenster des Hinterbaus einen alten Mann in schwarzer, altfränkischer Tracht ganz gemächlich herauslehnen.

Der Jäger, der oben wohnte, ein wilder und roher Mann, der an nichts glaubte, saß eines Abends mit einem Bekannten unter einem Baum vor dem Schlößchen und sprach frevelhaft, wenn es noch einen Geist gebe, so solle er nur herkommen! In demselben Augenblick kamen drei alte Männer in Rüstungen über die Brücke herausgeschwebt, gerade auf den Jäger zu. Der lief fort, was er laufen konnte und hielt erst unten im Ort wieder an und schaute sich um, hat auch von Stund' an an die Geister geglaubt.

Als eines Abends die Viehmagd an den Stall kam, welcher ehemals eine Kapelle war, sah sie vor der Tür ein großes blaues Licht. Sie lief ins Haus zurück und rief noch mehr Leute herzu, doch als die herbeikamen, erlosch das Licht zischend, und man hörte ein Geräusch, als wenn drei Männer mit starken Tritten die Stiege hinaufeilten.

Ein Bursche in Reichelsheim sah im Traum eine große weiße Gans in einem Zimmer sitzen. Als er des andern Abends mit einer Arbeit am Ziehbrunnen im Reichelsheimer Schloß beschäftigt war, sah er plötzlich 'eselbe Gans, welche in dem Zimmer am Boden des

Schloßhofs stand und heftig mit den Flügeln schlug. „Da ist sie!" rief er, und alles war verschwunden. Ein kluger Mann sagte ihm des andern Tages, so er stillschweigend etwas darübergedeckt hätte, möchte er wohl einen Schatz bekommen haben.

Ein Mann, welcher spät abends den Schloßberg hinanging, sah plötzlich ein paar Schritte vor sich etwas am Boden sitzen, das er für des Verwalters Hündlein hielt. Als er näher kam, sah er jedoch, daß es ein kleines Männchen war, und als er ganz nahe davorstand und es ruhig sitzen blieb, schlug er mit dem Stocke danach, worauf es verschwand. Er war aber kaum ein wenig weitergegangen, so wurde er plötzlich an den Schultern gepackt und gewaltsam herumgedreht, ohne daß er sehen konnte von wem.

An dem unweit des Schlößchens befindlichen Trompeterwäldchen (so genannt von zwei hier spukenden Trompetern in Uniform) wurden nachts um elf Uhr zwei außerordentlich kleine, weiße Kinder gesehen, welche im Sande saßen und spielten.

74. Der Torwart im Schloß zu Ernsthofen.

Etliche zwanzig Burschen und Mädchen waren im Schloß in der Spinnstube gewesen, wo sie verweilten, bis es zwölf Uhr schlug. Als sie nun heraus und über den großen Burghof dem Tor zugingen, da folgte ihnen eine Gestalt mit einem Licht, doch sahen sie nur ihren Kopf. Die ging mit ihnen bis außerhalb des Schlosses, da blieb sie plötzlich stillstehen und sprach:

„Bis hierhin geht mein Kreis.
Wären nicht zwei Kräuter,
Dann ging ich noch weiter."

Darauf wandte sie sich um und verschwand im Tor. Das war der Geist eines alten Torwarts.

75. Die Totenkirche bei Meiches.

Eine gute Viertelstunde südlich von Meiches steht auf dem Berge, unmittelbar am Walde, eine Totenkirche auf dem Friedhof. Seit undenklichen Zeiten wird hierhin gewallfahrtet und jährlich am zweiten Pfingsttag mittags um 12 Uhr ein zahlreich besuchter Gottesdienst gehalten. Neben dem östlichen Eingang zur Kirche steht ein alter, schöner Taufstein, auf dem ein Kruzifix, Sankt Georg und ein fünfstrahliger Stern mit einem Eichelzweig ausgehauen ist. In dem Taufstein findet man, obgleich er durch Feuer in zwei Stücke sprang, das ganze Jahr hindurch Wasser, welches als ein besonderes Heilmittel bei Augenkrankheiten gilt.

Wenn sonst der Schullehrer abends um 8 Uhr läuten mußte, so brauchte er nicht den weiten Weg vom Dorf nach der Totenkirche zu machen, sondern er ging nur vor den Ort und griff an einen Pfahl, dann fing es von selbst an zu läuten. Einst kam er auch dahin und riß den Pfahl aus, da hörte es plötzlich auf zu läuten. Als er nun nach der Totenkirche ging, setzte sich etwas auf seinen Arm, worüber er in großen Schrecken geriet und den Pfahl wieder einsteckte.

Als in vorigen Zeiten einmal die Meicheser die Glocken der Totenkirche nach dem Dorf bringen wollten, kamen nachts die Engel und trugen sie wieder in die Totenkirche zurück.

76. Schätze im Ernsthofer Schloß.

Im Schloß zu Ernsthofen, im Rittersaal, ist es nicht geheuer. Da hat einmal ein Herr von Waldburg all seine Schätze von dem Bedienten zusammentragen und begraben lassen; dann erschoß der Geizhals erst den Bedienten und alsdann sich selbst. Vor nicht langer Zeit wollten die Bewohner des Schlosses die Schätze

ausgraben, waren auch schon dazu gekommen, aber da erschien der Geist des Geizhalses und sagte: „Die Schätze könnt ihr haben, aber einer von euch muß sterben, denn das Blut, was darüber vergossen worden ist, kann nur durch Blut wieder abgewaschen werden". Das gefiel den Schatzgräbern nicht, denn jeder fürchtete, er müsse sein Leben lassen. Sie flohen und der Schatz versank alsbald.

77. Der Schatz unter dem Kirchturme.

Unter dem Turm einer alten Kirche in der Niddagegend (Wetterau) lag ein Schatz und der konnte nur zu einer gewissen Zeit im Jahre um Mitternacht gehoben werden. Nun war ein Mann, der wollte ihn heben, ging in der Vormitternacht hin mit Bickel und Spate und brach auf und grub aus. Schon war er bis auf den Schatz gekommen und sah die Goldstücke blinken, aber da war's ihm auf einmal, als müßte er über sich sehen, und wie er über sich sah, da ließ sich die große Glocke vom Turm herunter und tiefer und immer tiefer, wie wenn sie sich über ihn stürzen wollte, daß er unter ihr eingesperrt sitzen müßte, und sie war ihm schier nah an dem Kopfe. Da ward es dem Manne so angst, daß er einen Schrei tat, alles liegen ließ und fortlief. Wäre er geblieben und hätte ohne Ängsten vor der Glocke den Schatz ganz still herausgeholt, so hätte er ihn gehabt, denn die Glocke hätte sich gar nicht über ihn stürzen können. So aber war der Schatz wieder fortgerückt, tiefer in die Erde und die Glocke wieder hinauf auf den Turm an ihren alten Platz.

78. Schatzheben.

In einer Mühle bei Niederbeerbach brannte oft auf dem Hofe ein Feuerchen, so daß kein Zweifel blieb,

es müsse ein Schatz da vergraben sein. Man ließ einen Schatzgräber kommen und der sprach, er bedürfe, um den Schatz zu heben, zwölf kühner und unerschrockener, kräftiger Männer. Diese fanden sich und er stellte sie am folgenden Abend um die Stelle herum in einem Kreise auf, befahl ihnen kein Wort zu sprechen, sich nicht von der Stelle zu rühren und ja beileibe keine Furcht zu haben, möge nun kommen, was da wolle. Alsdann ging er in die Mühle und begann seine Beschwörungen.

Bald flog das Hoftor auf und es fuhr ein Heuwagen herein, der hoch beladen war, aber nur ein Rad hatte, so daß es jeden Augenblick schien, er falle um. Er fuhr auf die zwölf Männer zu, und als sie steif standen, hart an ihnen vorbei, aber sie ließen sich nicht schrecken und hielten aus.

Darauf kam eine andere Erscheinung, die noch viel gefährlicher aussah (man wußte sie mir nicht mehr zu nennen), aber die Männer ließen sich auch da nicht irre machen.

Endlich sprang der Teufel selbst in den Hof und rief: „Ihr wollt den Schatz nehmen, ihr habt recht, aber dafür muß ich einem von euch den Hals umdrehen". Da liefen sie aber alle zwölf, was sie konnten, der in die Mühle, der in die Scheune, jener in den Stall und verkrochen sich, während der Teufel ein Hohngelächter aufschlug, denn nun versank der Schatz tiefer, als er vorhin gelegen hatte, und alle Mühe, ihn zu heben, war umsonst.

79. Schätze auf dem Tannenberg.

Ein Bauer aus Seeheim ging auf den Tannenberg, um Holz zu holen und traf einen alten Stock, der ihm *am ersten* Tage reichlich lieferte. Als er am folgenden

Morgen wieder an demselben hackte, fand er plötzlich eine Röhre, die sehr schön gearbeitet war, gerade wie Stukkaturarbeit, und in derselben lag ein „Regenmohr". Er warf das Tier hinaus in den Wallgraben, aber ehe er sich's versah, war es wieder in der Röhre. Darüber ärgerlich, schmiß er es abermals heraus, aber im selben Augenblick saß es auch wieder da, und so ging es ihm wohl fünzigmal hintereinander, so daß er dessen müde, heimging. Am andern Morgen trieb ihn die Neugier herauf, zu sehen, ob das Tier noch da sei. Es war aber verschwunden und er griff darum rüstig zur Axt und schlug an dem alten Stock weiter. Doch da flog ihm eine Wespe um den Kopf herum und ließ ihm keine Ruhe, wie oft er auch nach ihr schlug, so daß er wohl merkte, es sei nicht geheuer an dem Ort und ein Schatz müsse da vergraben sein. Als die Wespe ihn endlich zu sehr belästigte, schlug er mit einem kräftigen Fluch nach ihr, und da war sie verschwunden, aber auch die Röhre war weg und keine Spur mehr sichtbar, wo sie gewesen.

Zwei Buben weideten ihre Ochsen in der Nähe der Burg gegen Seeheim hin, vor der dickern Mauer außerhalb des Vorhofes. Da sprach einer zum andern: „Du, sag, hier ist der Keller, wo all der Wein in seiner Haut liegt und die Schätze stecken. Wollen wir einmal hier graben?" In demselben Augenblick tat es einen greulichen Schlag, es rollte gerade wie Donner in der Erde und die Ochsen brachen ein, so daß sie nur mit Mühe wieder herausgezogen werden konnten.

80. Die zwölf Apostel.

In der Burgkapelle auf Starkenburg (an der Bergstraße) standen einst die Bilder der zwölf Apostel aus purem Silber. Es war aber einmal ein schwerer Krieg,

der sich über unsere ganze Gegend hinzog, und darin wurde die Starkenburg belagert. Als der Schloßritter sie nicht länger halten konnte und die Eroberung und Plünderung voraussah, nahm er die Apostelbilder aus der Kapelle und begrub sie an einem verborgenen Ort. Da liegen sie noch heutzutage, denn wie viele auch danach gegraben haben, gefunden hat sie keiner.

Einmal waren mehrere Männer schon bis zu dem Gewölb gedrungen, worin die Kiste mit den Bildern steht, aber da sahen sie auf der Kiste einen Hund mit feurigen Augen und liefen erschrocken von dannen.

81. Der Schatz im Schloß zu Darmstadt.

Landgraf Ludwig VIII. lag eines Nachts in seinem Bette, da hörte er ein Geräusch in dem Zimmer, und als er um sich schaute, sah er einen geisterhaften Mann, der vor seinem Bett stand und ihm mit der Hand winkte, mit ihm zu gehen. Obgleich nun, wie jedermann weiß, der Landgraf ein Herr war, der keine Furcht kannte, so zögerte er doch und schlug es dem Geist ab.

Am andern Morgen ließ er seinen Hofprediger kommen und erzählte demselben von der Erscheinung, fragte ihn auch, ob er der Aufforderung des Geistes folgen solle? Der Prediger stimmte ein, sofern der Geist kein böses Begehren an ihn stelle; vielleicht sei ja der Landgraf zu dessen Erlösung berufen. Als nun in der folgenden Nacht der Geist sich abermals zeigte, erhob sich der Landgraf, zog sich an, nahm seinen Stock, ein schönes spanisches Rohr, und folgte ihm. Da führte ihn der Geist in die Gewölbe unterm Schloß, die so ausgedehnt sind, daß sich einmal ein Maurer darin verirrt hat und lange nicht herauskommen konnte; auch sagt man, es führe aus ihnen ein unterirdischer Gang bis in die Tanne, nach andern bis an den Herrgottsberg,

wo man noch heutzutage die Öffnung eines Ganges sieht. Lange gingen sie in den Gewölben fort, da wurde es lichter um sie, ohne daß der Landgraf unterscheiden konnte, woher das Licht kam. Er stand aber in einem großen, runden Gewölbe, und rings an den Wänden sah er große Fässer stehen, welche mit Geld gefüllt waren. Da lehnte er den Stock an die Wand und ging umher, sich die Fässer näher zu beschauen. Das dauerte eine Weile, da sprach der Geist: „Siehe, dieser ganze Schatz ist deinem Sohn bestimmt, du genießest nichts davon! Jetzt aber komm, denn meine Zeit ist abgelaufen." Der Landgraf ging mit dem Geist zurück, vergaß jedoch in der Eile, seinen Stock wieder zu nehmen, und kam also auf sein Schlafzimmer, wo der Geist verschwand.

Morgens wäre er fast versucht gewesen, die ganze Geschichte für einen Traum zu halten, wenn ihm nicht sein spanisches Rohr gefehlt hätte; das aber war verschwunden und nirgends zu finden. Er ging nun, von mehreren Maurern begleitet in die Gewölbe und suchte, ob er den Weg, den er nächtens gemacht, wiederfinde, doch das war unmöglich. Da hat er denn die ganze Sache zu Protokoll gegeben und dazugesetzt, er könne sie mit einem Eid bekräftigen.

Sein Sohn und Nachfolger, Ludwig IX., war zwar ein vortrefflicher Fürst, hatte aber nicht des Vaters Mut und Entschlossenheit. Weil er nun die Geschichte von dem Geist wußte, hat er nie auch nur eine Nacht in dem Schloß schlafen wollen, sondern meist in Pirmasens und anderswo gewohnt.

82. Die Glocke von Herbstein.

Südwestlich von Herbstein liegt das Haselwäldchen. Man nennt's auch den Burgfrieden und soll daselbst in alten Zeiten eine Burg nebst einer Kirche gestanden

[illegible]

[illegible]

[illegible]

14. [illegible]

[illegible] Flammen.

35. Die Zigeunerin.

[illegible] kam eine [illegible] alte Zigeunerin [illegible] Aufnahme für die Nacht, denn es war ein

Wetter, wo man keinen Hund hinausgejagt hätte. Überall ward sie abgewiesen, endlich kam sie vor das Häuslein des Schäfers, der ließ sie herein und pflegte sie gastfreundlich drei Tage lang. Als sie fortging, segnete sie das Häuslein, anders konnte sie ihm ihre Dankbarkeit nicht beweisen. Kurz darauf fand der bekannte große Beerfelder Brand statt (1810), der von dem ganzen Orte wenig übrigließ, und darunter war das Häuschen des Schäfers.

86. Feuer beschwören.

Es hat einmal ein Fürst von Hessen gelebt, der großer Zaubereien kundig war und unter anderem auch über das Feuer Macht hatte. Wenn es irgendwo brannte, dann kam er hinzu, ging dreimal um die Flamme herum, besprach sie und warf ein Brot hinein. Dann hatte sie keine Gewalt mehr, weiter um sich zu greifen und das Feuer war bald gelöscht.

87. Das Opfer der Mümling.

Eines Abends gingen ein paar Bursche nicht weit von Michelstadt am Wasser der Mümling her, da rief eine Stimme unter der Brücke hervor: „Die Stund' ist da und der Mann noch nicht!" Zu gleicher Zeit kam von dem nahen Berge ein Mann herabgelaufen und wollte ins Wasser hineinspringen. Die Burschen hielten ihn fest und redeten ihm zu, er gab aber keine Antwort. Sie nahmen ihn mit ins Wirtshaus und wollten ihm Wein zu trinken geben, da ließ er seinen Kopf auf den Tisch fallen und war tot.

88. Die Lahn hat gerufen.

Noch immer, ehe eins in der Lahn bei Gießen ertrunken ist, hat sie gerufen, und das haben die Müller

und Bleicher, die an dem Wasser sind, schon oft gehört. Es geschieht jedesmal mittags zwischen elf und zwölf Uhr. Da rauscht die Lahn auf, schlägt starke Wellen, und dann ruft es mit lautem Schrei aus dem so aufgeregten Wasser:

„die Zeit ist da!
die Stund' ist da!
wär' nur der Mensch da!"

Nun hört man mit heimlichem Schauder erzählen: „Die Lahn hat gerufen, es ertrinkt bald wieder eins", und das ist auch allemal zugetroffen, es ist bald darauf wirklich eins in der Lahn ertrunken.

Bei Neustadt am Heßler ruft oft die Lahn in langen, dumpfen und hohlen Tönen: „Ich will einen Menschen haben, einen Menschen will ich haben!" Dann gehen die Fische haufenweise ins Garn, denn es wird ihnen bange.

89. Der Siegfriedsbrunnen.

Derselbe liegt bei Hiltersklingen und Grasellenbach im Odenwald und an ihm sollen zwei Männer einander erschlagen haben.

Die Hirtenknaben gingen nicht gerne in den Mittagsstunden in die Nähe des Brunnens, denn sie sagten, alsdann erscheine dort der Siegfried, und der habe Hörner auf dem Kopfe wie der lebendige Teufel.

90. Das steinerne Bild zu Konradsdorf.

Im alten Nonnenhaus zu Konradsdorf ist eine tiefe Nische in der Mauer und auf der andern Seite, ihr gegenüber steht das Bild einer Nonne mit zwei Kindlein. Damit hat es folgende Bewandtnis. Als Konradsdorf noch ein Frauenkloster war, lebte in einem benachbarten Ort ein junges und schönes Mädchen, welches einen Geliebten hatte, den es gern geheiratet hätte. Die

Verwandten gaben dies aber nicht zu und steckten sie heimlich in das Kloster. Nachdem ihr Geliebter sie lange und vergeblich gesucht hatte, erfuhr er endlich ihren Aufenthalt und wußte sich Mittel zu verschaffen, in stillen Abendstunden mit ihr zusammenzukommen. Da wurde sie Mutter und gebar zwei Kinder. Als so ihr Geheimnis offenbar ward, sollte sie zur Strafe von ihren Kindern getrennt und eingemauert werden. Sie bat aber, man möge doch ihre Kinder bei ihr lassen, und so wurde sie mit denselben in der großen Nische eingemauert und auf der andern Seite ihr und ihrer Kinder Bild in Stein ausgehauen aufgestellt.

91. Sternschnuppen.

Die Sternschnuppen sind Gehilfen des bösen Feindes, und man darf sie nicht anrufen, denn sie werden leicht wild und werfen dann mit faulen Käsen und anderen Dingen nach denen, welche sie beleidigen.

Andere sagen, wenn man einen Wunsch hege in demselben Augenblick, wo man eine Sternschnuppe fallen sehe, so gehe dieser Wunsch in Erfüllung.

92. Das Fenster in Oppenheim.

In der Kirche von Oppenheim ist ein prächtiges Fenster, welches sich vor den andern durch seine Schönheit auszeichnet. Man erzählt von demselben, daß der Meister mit seinem Gesellen gewettet habe, er wolle das schönste aller Fenster in der Kirche machen. Jetzt gings frisch an die Arbeit, aber als beide fertig waren, zeigte sich, daß des Meisters Fenster wohl schön, das des Gesellen jedoch bei weitem besser und künstlicher ausgearbeitet war. Das ärgerte den Meister so sehr, daß er den Gesellen vom Gerüst herabstürzte.

93. Die vermauerte Türe.

Eine solche befindet sich in dem Speisesaal des freiherrlich Riedeselschen Schlosses Eisenbach und von ihr gibt es folgende Sage. Jedesmal, wenn in dem Saal zwölf zu Tische saßen, kam durch diese Tür, nie aber durch eine andere, der Dreizehnte dazu, so daß die schlimme Zahl voll wurde und einer aus der Gesellschaft binnen Jahresfrist sterben mußte. Da hat man die Unglückstür zuletzt vermauert, und seitdem wurde es anders, und wie oft auch noch zwölf Gäste sich zur Tafel setzten, es erschien kein dreizehnter mehr.

94. Battenfeld.

An der Südseite der Kirche zu Battenfeld befinden sich zwei in Stein gehauene Wappen, nämlich das von Biedenfeldische und daneben ein sechsseitiger Stern mit zwei halben Monden. Die Leute erzählen darüber folgendes. Vor alten Zeiten reiste ein Herr von Biedenfeld in das gelobte Land und wurde daselbst gefangen. Es sah ihn aber eine vornehme Türkin, welche sich in ihn verliebte, ihn befreite und mit ihm heimkehrte, wo er sie alsdann heiratete. Sie ließ nach ihrer Taufe die Kirche zu Battenfeld bauen und nahm zum Andenken an ihre Herkunft den doppelten halben Mond mit dem Stern in ihr Wappen auf.

95. Konrad von Tannenberg.

Vor alten Zeiten lebte in der Burg Tannenberg an der Bergstraße ein Ritter, der hieß Konrad und hatte eine ebenso schöne als fromme Gemahlin, welche Ann-Els hieß. Als diese einmal sehr bedenklich erkrankte, tat er das Gelübde, wenn sie wieder gesunde, wolle er eine Wallfahrt nach dem heiligen Grab unternehmen

und dort gegen die Ungläubigen kämpfen. Und siehe, Ann-Els genas bald darauf, und nachdem sie vollkommen hergestellt war, machte sich der Ritter bereit, seine Pilgerfahrt anzutreten. Er nahm unter vielen Tränen Abschied von seiner Frau und zog dahin zum Meer, wo er sich mit andern Gefährten, die er unterwegs gefunden hatte, einschiffte. Auf dem Meer wurde das Schiff von Seeräubern angefallen, er nebst seinen Genossen gefangengenommen und an einen vornehmen Türken als Sklave verkauft. Jahr um Jahr verging, ohne daß seine Gemahlin Nachricht von ihm empfing, und da sie reich begütert war, so fehlte es nicht an Heiratsanträgen von den Rittern aus der Nachbarschaft, doch sie ging auf nichts ein und wies alle zurück, was ihr Haß und Feindseligkeit in reichem Maß eintrug.

Da hörte sie eines Tags von einem andern Pilger, welcher aus dem gelobten Land heimkehrte, daß ihr Mann in der Gefangenschaft bei den Türken schmachte, und sie beschloß, ihn zu retten, koste es, was es wolle. Sie legte Männerkleider an, nahm ihre Harfe, welche sie sehr schön zu spielen verstand und reiste über Meer in die Türkei. Glücklich dort angekommen, suchte und forschte sie so lange nach ihrem Mann, bis sie seinen Aufenthalt erfuhr. Da trat sie eines Tags vor den Türken, seinen Herrn, und spielte so wunderschöne Weisen auf ihrer Harfe und sang so entzückend dazu, daß der Türke rief, sie solle sich einen Lohn selbst erbitten, und was sie auch immer begehre, er werde es ihr geben. Da sprach sie: „Ich bitte nur um einen Sklaven, der mir diene" und wählte sich unter den Sklaven einen aus, das war ihr lieber Mann. Sie gab sich ihm jedoch nicht zu erkennen, sondern hielt ihn stets fern von sich, und als sie die Meerfahrt überstanden hatten und wieder auf christlichem Boden standen, da

schlich sie sich gar heimlich fort, nachdem sie ihm eine Summe Geldes hinterlassen, und eilte so schnell sie konnte nach Hause zurück.

Nicht lange nachher kam auch Konrad auf dem Tannenberg an und wurde von seiner Gemahlin freudig und festlich empfangen. Alle Ritter aus der Umgegend kamen auf die Burg und beglückwünschten ihn. Bei dem Essen erzählte Ritter Konrad von seinen Abenteuern, wie er gefangengenommen, mißhandelt und so wunderbar gerettet worden sei. Da raunten einige von den Rittern, deren Hand Ann-Els ausgeschlagen hatte, ihm ins Ohr, seine Frau sei unterdessen in Männerkleidern im Land herumgefahren und habe ein unzüchtiges Leben geführt. Konrad fuhr erzürnt empor, als er dies vernahm, zog sein Schwert und wollte Ann-Els töten, doch sie floh in ihre Kammer und riegelte die Tür zu, so daß er ihr nichts anhaben konnte. Nicht lange nachher trat sie in den Kleidern, worin sie Konrad befreit hatte, und mit ihrer Harfe in den Saal, wohin er zurückgekehrt war und spielte eine Weise. Da sprang Ritter Konrad auf, um dem Sänger in die Arme zu stürzen, aber dieser warf die Kleider ab, und da stand die treue Ann-Els da. Wie Konrad da erst glücklich war, ist unnötig zu sagen, ebenso, daß sich die Ohrenbläser baldmöglichst aus dem Staub machten und sich nicht weiter sehen ließen, am allerwenigsten, daß das Fest noch ungleich schöner und freudiger endete, als es angefangen hatte.

96. Der Reitersprung bei Hünfeld.

Im dreißigjährigen Krieg verfolgten die Schweden einen Husaren Tillys bis auf den äußersten Rand der Klippe, welche man jetzt den Reitersprung heißt. Da empfahl er sich der heiligen Mutter und setzte mit seinem Roß hinab in die Haun, wo beide unbeschädigt ankamen

und gerettet wurden. Zum Dank ließ der Reiter eine Kapelle in den Stein hauen und weihte sie der heiligen Mutter Maria.

97. Ulrichstein und Petershain.

Zwei Brüder, Ulrich und Peter, sollen die beiden Burgen erbaut haben, welche diesen Namen führen. Einer andern Sage zufolge hatte eine vornehme Frau einen Sohn, welcher Ulrich hieß. Der bat sie oft um Geld und ging dann weg, ohne zu sagen, wohin und was er tue. Endlich wollte seine Mutter wissen, was er mit all dem Gelde anfange und wo er seine Zeit zubringe? Da führte er sie auf den Berg, wo er von dem Gelde eine Burg baute. Als die Frau dort ankam und die vielen Steine sah, rief sie aus: „Ach, Ulrich, was Stein!" Davon erhielt die Burg ihren Namen.

98. Vetzberg, Gleiberg, Wettenberg.

Diese drei Berge, in der Nähe von Gießen, gehören zu den „sieben Köppeln". Um des letzteren Gipfel zieht sich ein uralter Ringwall von dreihundert Schritten herum, in dessen Innern man noch Spuren alten Mauerwerks antrifft. Die Sage erzählt, drei Brüder hätten jeder eine Burg gebaut. Der erste nannte die seinige, welche sehr stark und fest war, eine Feste, daraus entstand der Name des Vetzbergs. Der zweite stellte dieser Burg eine gleiche entgegen, daher der Name Gleichberg oder Gleiberg. Der dritte endlich wettete, seine Burg müsse die beiden andern an Festigkeit noch übertreffen, daher der Name Wettenberg.

Andere sagen, drei Brüder hätten auf den drei Bergen je eine Burg gebaut; der Besitzer des Wettenbergs sei jedoch ein schlechter Geselle gewesen, darum

hätten die beiden andern ihn angegriffen, die Burg erobert und zerstört.

Wieder andere erzählen folgendes: Drei Brüder liebten ein Mädchen, und sie versprach, als ihr die Wahl schwer wurde, ihre Hand dem, der die schönste Burg für sie baue. Als die drei Burgen fertig waren, entschied sie sich für den Wettenberg und dessen Besitzer. Erzürnt darüber zogen die beiden andern Brüder vor die Burg und erstürmten und zerstörten dieselbe.

99. Der Riedesel Name.

Ein Kaiser verirrte sich eines Tages auf der Jagd im Walde und kam in große Not und Gefahr seines Lebens, als ihn ein Ritter sah und den Erkannten auf den rechten Weg und zu seinem Gefolge brachte. Zum Dank dafür schenkte ihm der Kaiser soviel Land, als der Ritter in drei Tagen auf einem Esel umreiten könne. Der Ritter saß sofort auf und des Landes war keine geringe Strecke, welches er also zum Eigentum erwarb. Von dem Ritt auf dem Esel nannte ihn der Kaiser aber Rittesel, welches später zu Riedesel wurde und gab ihm des Tieres Kopf in sein Wappenschild.

100. Watzenborn.

Das Dorf dieses Namens war gebaut, aber es hatte noch keinen Namen. Da versammelte der Schulze die Gemeinde, hielt eine schöne Rede an sie und sprach, die Bauern sollten jeder einen Namen vorschlagen, die drei schönsten von allen sollten alsdann herausgesucht und von diesen drei wiederum der schönste gewählt werden, und zwar durch Stimmenmehrheit. Das ging alles gut, aber als die Bauern unter den drei Namen *einen wählen* sollten, da standen sie und sperrten die

Mäuler auf. Der Schulz ermahnte sie vergeblich mehreremal, endlich sprach er: „Und jetzt frage ich zum letztenmal, wie soll das Dorf heißen?" „Watz im Born!" schrie der Schweinehüter, der mit vor Schrecken bleichem Gesicht herbeistürzte, und „Watz im Born!" schrie die ganze Gemeinde und lief weg, um den Gemeindewatz aus dem Brunnen zu ziehen, in welchen er unglücklicherweise hineingefallen war. So wurde der Watz noch zeitig gerettet und sie waren zugleich aus aller Verlegenheit wegen des Namens ihres Dorfes.

101. Die Frösche ziehen weg.

Wenn man von Griesheim nach Eschollbrücken will, kommt man an einen Sumpf, darin viel Frösche wohnen. In der Nähe dieses Sumpfes lag das Schulhaus. Nun kam einmal ein neuer Lehrer nach Griesheim, dem war das Quaken der Frösche so unerträglich, daß er erklärte, er müsse eine andere Wohnung haben, oder er gehe weg. Da nun die Griesheimer ihn nicht gerne ziehen sahen, wurde der Gemeinderat berufen und man ging hinaus an den Graben, um zu beratschlagen, was zu tun sei. Als die Räte in die Nähe des Sumpfes kamen, hörten sie die Frösche wohl, aber als sie daranstanden, schwiegen dieselben. Einer der Gemeinderäte schlug jetzt vor, um dem Übel abzuhelfen, sei nichts zu tun, als den Graben auszufüllen. „Dadurch kommt die Gemeinde aber in eine große Schuldenlast", sprach ein anderer. „Aber wir hören doch keine Frösche mehr", sprach ein dritter, „es kann nicht so arg sein, wie der Lehrer es macht." „Das kommt daher", sagte der Gescheiteste von ihnen, „weil sie vor uns Respekt haben; laßt uns gütlich mit ihnen verhandeln und ihnen Schweigen gebieten." Das geschah, aber als die Räte sich, mit dem Erfolg zufrieden, wieder in den Ort zurückbegeben wollten und

ein Stück Wegs gegangen waren, schrien die Frösche wieder so lustig wie vorher. „Sie haben noch etwas auf dem Herzen, laßt uns sie hören", sprach einer der Räte, und sie kehrten zu dem Sumpf zurück, aber als sie daranstanden, da herrschte wieder tiefes Schweigen. „Recht so", sprach der Bürgermeister, „sie haben uns nur ihres Gehorsams versichern wollen", und er belobte die Frösche im Namen des ganzen Gemeinderates. Abermals ging die achtbare Versammlung in den Ort zurück, und abermals schrien die Frösche. „Es ist noch nicht richtig", sagte der Bürgermeister, und sie kehrten wieder um nach dem Sumpf. Da saß nahe am Lande ein Frosch auf eines andern Rücken. Als das der Bürgermeister sah, konnte er die Tränen der Rührung nicht zurückhalten. „Man kann wohl sagen", rief er, „daß die vernünftigen Menschen oft von den unvernünftigen Tieren lernen können. Seht, wie sie dem Befehl ihrer Obrigkeit gehorsam sind, sie wollen in die Fremde abmarschieren, und da hat einer gar, woran die Kinder sich ein Beispiel nehmen mögen, seinen alten Vater auf dem Rücken." Und unter allgemeinem Schluchzen kehrte der Gemeinderat zurück und teilte allen Ortseinwohnern diese schönen Taten der Frösche mit, wie wir sie zu Nutz und Frommen aller braven Landsleute hier verzeichnet haben.

102. Kuckuck.

Die Griesheimer werden spottweise „Kuckuck" gerufen, das schreibt sich davon her. Sie hatten einmal einen Kuckuck gefangen und hielten den für eine so große Naturmerkwürdigkeit, daß sie ihn durch eine Deputation feierlich dem Landgrafen überbringen ließen. Der Landgraf tat, als ob er das Tier sehr bewundere *und sprach:* „Ihr könntet mir noch eine Freude machen,

wenn ihr mir auch das Nest des raren Vogels bringen und mir zum Geschenk machen wolltet". „Das müssen wir erst mit unsern Mitbürgern beratschlagen", sprachen die Deputierten und gingen nach Griesheim zurück. Dort wurde sogleich der Gemeinderat zusammenberufen und ihm die Frage vorgelegt. Sprach der Bürgermeister: „Das Nest des raren Vogels ist das ganze Eichenwäldchen drüben, wie sollen wir dies nun nach Darmstadt bringen?" Sie berieten drei Tage darüber, machten an Ort und Stelle selbst Pläne, aber es wollte nicht gehen. Da schickten sie die Deputation wieder zum Landgrafen und ließen ihm sagen, das Nest gäben sie ihm gern, aber er müsse es sich selbst holen. Nachdem der Landgraf herausgebracht, was sie unter dem Nest verstanden, sprach er: Er danke für das schöne Geschenk, aber er wolle der Merkwürdigkeit willen das Nest da lassen, wo es Gott hingesetzt habe. So verloren die Griesheimer den schönen Eichenwald und erwarben sich als Ersatz dafür den Spottnamen „Kuckuck".

Andere sagen, die Griesheimer hätten gehört, die Landgräfin wolle sich eine Kuh halten und hätten ihr aus angeborener Liebe für ihre Fürstin eine Wiese geschenkt, damit die Kuh darauf weiden könne. Da hätte einer gesagt, wenn die Landgräfin eine Kuh halte, dann müsse man, um dem Landgrafen auch eine Freude zu machen, ihm zwei geben. „Was sagt Ihr?" fragte der Bürgermeister, der nicht gut hörte. „Wovon ist die Rede für den Landgrafen?" „Von der Kuh, Kuh!" schrie der andere. „Recht so", sagte der Bürgermeister, „wir wollen es im Rat verhandeln", und schlug dem Gemeinderat vor, dem Landgrafen einen „Kuku" zu schenken, und damit derselbe auch seinen Unterhalt habe, das Eichwäldchen dazu, welches dann der Landgraf mit gnädigstem Dank angenommen.

103. Das Schloß in Darmstadt.

Der Erbauer des alten Schlosses in Darmstadt gab — wie er denn ein sehr gütiger und gern vertrauender Herr war — dem Baumeister, der dasselbe aufrichten sollte, einen großen Schatz, um damit alle Kosten des Baus zu bestreiten. Als das Schloß nun soweit fertig war, wie man jetzt sieht, vergrub der Meister den Rest des Schatzes und entfloh, nachdem er noch einen guten Teil davon zu sich gesteckt hatte. Als er später in der Fremde starb, fand er keine Ruhe im Grab; er muß jede Nacht an das Schloß nach Darmstadt, wo er an der Mauer kratzt, und zwar an der Stelle, wo der Schatz liegt. Erst wenn derselbe wiedergefunden ist, wird der Geist Ruhe finden.

104. Das eingemauerte Häuslein.

Als das Schloß in Darmstadt gebaut werden sollte, lag ein Häuslein einer armen Wittib im Wege, und der Baumeister ging zu ihr, um es ihr abzukaufen. Aber wieviel Geld er ihr auch für die Hütte bot, sie wollte dieselbe nicht hergeben, sprach: „Da sind meine Eltern und Großeltern geboren und gestorben, da bin ich geboren und will ich auch sterben". Der Baumeister wollte sie mit Gewalt aus dem Häuslein treiben, da wandte sie sich an den Landgrafen und klagte ihm ihr Leid, und der Landgraf gebot sofort, die arme Frau in ihrem Eigentum zu lassen und die Hütte dem Schloß einzubauen. Das geschah, und man sieht sie noch heute am Schloß hängen, wie ein Nest, das ein Vöglein darangebaut.

105. Schätze und Erscheinungen im Schloß zu Darmstadt.

Seit alter Zeit weiß man, daß im Schloß die weiße *Frau umgeht.* **Landgraf Ernst Ludwig** schlief einst neben

seiner Gemahlin, als diese plötzlich erwachte und die weiße Frau in dem Zimmer erblickte, welche ihr winkte und ihr sagte: „Komm' und hebe den Schatz". Wie es scheint, hat die Landgräfin gezögert, dies zu tun, oder sie hat etwas anderes dabei versehen, kurz, der Geist verschwand, und sie hörte nur noch die Worte: „Jetzt muß ich solange herumgehen, bis Landgraf Ludwig IX. zur Regierung kommt und den Schatz hebt".

Ein anderesmal hat Ernst Ludwig den Schatz heben wollen, aber da erschien ihm die weiße Frau und sprach: „Du kannst das nicht. Jetzt sind noch goldene Zeiten, aber einst werden schwere Zeiten kommen und großes Unglück, dann wird das Haus Hessen durch den Schatz gerettet werden."

Unter der Regierung Ludwigs VIII. hat sich die weiße Frau oft sehen lassen und gesagt: „Wenn der Prinz (Ludwig IX.) an die Regierung kommt, dann wird der Schatz aufgehen, wie der Mond aus den Wolken, aber Zeit und Stunde sind nicht bestimmt". Auch hat sie sich oft beklagt, sie sei durch böse Geister von ihrem rechten Ruheplatz vertrieben worden und habe nur in der Schloßkirche Ruhe vor denselben; sie sei der Schutzgeist des Schatzes. Einmal sagte sie geradezu: „Ludwig IX. ist mein Erlöser. Amen." Als man sie fragte, ob sie dieselbe sei, wie die weiße Frau im Schloß zu Berlin, sagte sie: „Mit der habe ich nichts zu schaffen". Als einer sie eines Abends abfragen wollte, sprach sie: „Du sollst mich nicht anreden, sondern nur den linken Fuß vorsetzen, dann will ich selbst schon reden".

Außer ihr ließen sich damals häufig auch drei Frauen sehen die waren so schön, wie Wachsbilder. So erblickte jemand sie im roten Saal; sie kamen hinter dem Ofen hervor, gingen durch den Saal und verschwanden, indem sie den ängstlich ihnen Zuschauenden

auslachten. Auch in der Kirche sind sie mit der weißen Frau erschienen, welche einen Schlüssel trug.

An mehreren Orten im Schloß erschien ein weißer Mann, der wie mit hölzernen Schuhabsätzen herumklapperte. Einmal sah man ihn im Kaiserzimmer mit einer goldenen Krone auf dem Haupt unter dem Thronhimmel sitzen.

Besonders oft ließ sich aber ein kleines Männchen sehen, mitunter in Begleitung eines großen, geharnischten Mannes. Meistens erschien es im roten oder weißen Saal, saß an einem Tischchen und hatte ein Buch vor sich liegen, eine Feder in der Hand. Diese reichte es dreimal jemanden, der es sah, damit er in das Buch schriebe, aber der Mann tat es nicht. Demselben Mann ist es nachgelaufen, ihn zum Schreiben zu nötigen und hat auch gesagt, es sei der Schatzmeister des Schatzes. Damals war es ganz weiß, nur hatte es einen schwarzen Kopf.

Einst führte die weiße Frau einen kühnen Mann, der sie in der Kirche abfragte, unter die Erde in ein dunkles Gewölbe, aus diesem in ein anderes, wo es hell war wie am Tage. Darin stand ein großer, goldener Löwe mit diamantenen Augen. Auf einem goldenen Tisch lag ein mit Gold reichgeschmückter Hut, an dem ein Knopf, aus einem großen Brillant gemacht, blitzte, und an dem Tisch saß das kleine Männchen und trug ein schwarzes Hütchen auf dem Kopf. Außerdem standen goldene Figuren, Hirsche, Becher, Tiere und anderes umher, auch ein halbmannsgroßes Kruzifix.

Der allgemeinen Annahme zufolge liegt der Schatz entweder im Waschhaus, wo man das Holz hinwirft, oder in dem zugemauerten Gewölbe zwischen dem grünen Tor und dem Mönchentreppchen.

106. Der Kirchenplatz in Jugenheim.

Unterhalb der jetzigen Kirche in Jugenheim liegt der „Pfarrgarten", da hat man ursprünglich die Kirche bauen wollen, doch haben die Engel nachts alles Material dahin getragen, wo sie jetzt steht.

107. Sage von der Meicheser Totenkirche und Engelrod.

Unfern von Meiches und Engelrod im Vogelsberg liegt auf einem Bergkopf die Totenkirche, eine protestantische Wallfahrtskirche. Davon folgende Sage: Einst trugen die Engel eine Kirche aus dem gelobten Lande und kamen damit durch die Lüfte schwebend bis an den Bergkopf zwischen Meiches und Engelrod. Hier aber waren sie müde, und einer rief dem andern zu: „Engel ruht!" Sie setzten die Kirche hin, wo sie jetzt noch steht, und das ist die Meicheser Totenkirche; aber das Dorf hieß nach jenem Zurufe Engelrod und so heißt es noch.

108. Annerod.

Eine arme Frau hatte vor langen, langen Jahren durch Krieg und Unglück jeder Art all ihr Hab und Gut verloren und irrte verlassen im Walde umher, um ihren Kindern einige Früchte und Wurzeln als Nahrung zu suchen. Sie dachte nicht anders, als sie müsse verhungern mit ihrer ganzen Familie, und das Herz war ihr so schwer, wie noch nie in ihrem Leben. Ihr größter Kummer war, daß sie wußte, ihr Mann habe unter einer alten Buche im Wald eine kleine Summe Geldes vergraben, und daß sie diesen Baum, von dem soviel abhing, trotz alles Suchens nicht finden konnte. Als sie nun so schluchzend und jammernd dasaß, hörte sie plötzlich eine Stimme, welche sie beim Namen (sie hieß näm-

lich Anna) nannte und ihr zurief: Anna, rode! d. h. Anna, grabe! Sie schaute sich um und sah eine von Glanz umflossene Frau an einer alten Buche stehen, welche sie jetzt wiederholt ermahnte: Anna rode! Gleich darauf verschwand die Erscheinung. Die arme Frau grub sogleich an dem Baum nach und fand nicht nur ihr Geld, was gar wenig war, sondern dazu noch einen großen, mit goldenen Münzen gefüllten Topf, so daß sie die Reichste in ihrer ganzen Gegend war. Da sank Frau Anna auf ihre Knie nieder und dankte Gott und seinen Heiligen für das Geschenk seiner Gnade, gelobte auch an dem Ort zum ewigen Gedenken der Sache eine Kapelle zu bauen. Das geschah, und sie wohnte bei der Kapelle, solange sie lebte, und sie wohnte nicht lange allein daselbst. Nach und nach siedelten sich noch andere dort an, und so entstand das jetzige Dorf, welches nach dem Ruf, den Anna bei der Buche hörte: Annerod genannt wurde.



Nachwort.

Viel löblicher, ein Buch zu lesen,
Denn Fest und lautes Gassenwesen.
Dieweilen vieles dir wird klar,
Was lange Zeit verborgen war.
Und aus der Chronika steigt auf
Der Städt' und Christen Lebenslauf. (1462.)

Nach langer Vorbereitung übergeben wir der Öffentlichkeit hiermit das erste Bändchen einer neuen Volksbüchersammlung, der „Hessischen Volksbücher". Die Sammlung hat den Zweck, den in weitesten Kreisen unseres Hessenvolkes vorhandenen „Hunger nach Historie" zu stillen. Sie will diesen Zweck dadurch erreichen, daß sie sowohl bewährte ältere hessische Volksbücher im Neudruck, wie volkstümlich abgefaßte neue Arbeiten aus dem Gebiet der reichen hessischen Geschichte in guter Ausstattung und zu mäßigem Preis darbietet. Jedes Jahr sollen drei bis vier Bändchen „Hessischer Volksbücher" im Umfang von zusammen 20 bis 25 Bogen erscheinen, die jedem, der auf sie abonniert, entweder broschiert gegen Zahlung von jährlich **2 Mark**, oder in schönen mit dem herrlichen Titelbild Richard Hölschers gezierten Einbänden gegen Zahlung von **3 Mark** sofort nach Erscheinen zugestellt werden.

Das Unternehmen, das sich an alle Hessen, ohne Unterschied der Konfession, des Standes und der politischen Partei wendet, kann selbstverständlich nur dann seinen Zweck erfüllen, wenn es gelingt, ihm den Weg in möglichst viele Büchereien und Häuser zu bahnen. Nur unter dieser Bedingung kann es auch bestehen.

Wir bitten deshalb alle, denen diese Anzeige zu Gesicht kommt, auf die „Hessischen Volksbücher" nicht nur selbst zu abonnieren, sondern

auch für sie zu werben. Anmeldungen von Abonnenten werden an Stadtpfarrer D. Dr. Diehl in Darmstadt erbeten.

Darmstadt, 14. November 1908.

D. Dr. Wilhelm Diehl,
Stadtpfarrer.

Karl Noack,
Bibliothekar der städtischen Lesehalle.

Prof. Dr. Eduard Anthes,
Oberlehrer am Neuen Gymnasium.

Prof. Dr. Karl Bader,
Bibliothekar bei der Hofbibliothek.

Dr. Karl Esselborn,
Hilfsbibliothekar bei der Hofbibliothek.

Lic. Fritz Herrmann,
Oberlehrer an der Viktoriaschule und dem Lehrerinnenseminar.

C. F. Wintersche Buchdruckerei in Darmstadt.



